

# FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

REDAKTION: FRIEDRICH HANSEN-LOEVE · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA · FRIEDRICH TORBERG

I. JAHR                      WIEN · OKTOBER · 1954                      HEFT 10

BUNDESKANZLER ING. JULIUS RAAB  
**PRÜFSTEIN ÖSTERREICH**

DEUTSCHE ZWISCHENBILANZ / SEATO UND FORMOSA

PETER DÜRRENMATT / BENEDIKT KAUTSKY / ALFRED MALETA  
SINN UND UNSINN DER WAHLPROPAGANDA

RUDOLF HENZ  
REPLIK AN DIE RUNDFUNK-KRITIKER

FRIEDRICH TORBERG  
SARTRES KO-EXISTENTIALISMUS

MAX BROD: BUCH-KURIOSA  
JEANNIE EBNER: ZU EINEM NEUEN ROMAN  
HARALD ZUSANEK: AUS EINEM NEUEN SCHAUSPIEL

Schönberg und seine Schule / Karikatur als Zeitkritik  
Ich komme aus einem Gangsterfilm / Theater / Post Scriptum

U. of Ill. LIBRARY  
OCT 22 1954  
CHICAGO CIRCLE



## FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“, einer internationalen Organisation, deren Hauptsitz sich in Paris befindet und in deren Rahmen auch die Zeitschriften PREUVES (französisch), ENCOUNTER (englisch) und CUADERNOS (spanisch) publiziert werden. Mit andern Organisationen als dem internationalen „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ steht FORVM in keinem Zusammenhang.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. B 30-4-66. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Alfred Korn. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 4.— (Deutschland DM 1.—, Schweiz Sfr. 1.—). Abonnementpreis: halbjährig S 20.— (DM 5.—, Sfr. 5.—), ganzjährig S 40.— (DM 10.—, Sfr. 10.—).

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto Forum - F 1618, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beilieg.

## INHALT

<p>Eine Glosse zur Zeit . . . . . 2</p> <p>Julius Raab: Prüfstein Österreich . . . . . 3</p> <p>Deutschland: eine Zwischenbilanz</p> <p style="padding-left: 20px;">Friedrich Abendroth: Adenauers Reichsidee . . . . . 4</p> <p style="padding-left: 20px;">Immanuel Birnbaum: Adenauers Politik . . . . . 6</p> <p>Heinrich Opphoff: Ist Formosa zu halten? . . . . . 8</p> <p>Sinn und Unsinn der Wahlpropaganda</p> <p style="padding-left: 20px;">Benedikt Kautsky: Es gibt zweierlei Propaganda . . . 11</p> <p style="padding-left: 20px;">Alfred Maleta: Propaganda und Weltanschauung . . 12</p> <p style="padding-left: 20px;">Peter Dürrenmatt: Eine Frage des politischen Klimas . 13</p> <p>Rudolf Henz: Antwort an die Rundfunk-Kritiker . . . . . 15</p> <p>Friedrich Torberg: Sartre oder Die ehrbare Koexistenz . . 16</p> <p>Jörg Mauthe: Der Festspielgedanke setzt sich durch . . . 17</p>	<p style="text-align: center;">THEATER</p> <p>Rückschau, Spielplan, Kalender . . . . . 18</p> <p>Adam Wandruszka: Venedig hat Salzburger Probleme . . . 19</p> <p style="text-align: center;">MUSIK</p> <p>Friedrich Wildgans: Schönberg und die Wiener Schule . . . 20</p> <p style="text-align: center;">BILDENDE KUNST</p> <p>Werner Hofmann: Von der Zeit gezeichnet . . . . . 22</p> <p style="text-align: center;">FILM</p> <p>Otto Soyka: Ich komme aus einem Gangsterfilm . . . . . 26</p> <p style="text-align: center;">LITERATUR</p> <p>Harald Zusanek: Henker und Gehenkte . . . . . 27</p> <p>Jeannie Ebner: Die Symbole der Hilflosigkeit . . . . . 28</p> <p>Max Brod: Buch-Kuriosa . . . . . 29</p> <p>Ein „Wegweiser“ um 1840 . . . . . 30</p> <p style="text-align: center;">POST SCRIPTUM (Friedrich Torberg) . . . . . 31</p>
--	---

Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM  
Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion

## EINE GLOSSE ZUR ZEIT

Für den Zeitgenossen eines geschichtlichen Ablaufs ist es immer riskant, in diesem Ablauf einen „Wendepunkt“ festzustellen, und gerade die zukunftssträchtigsten politischen Programme haben sich dadurch disqualifiziert, daß sie unausgesetzt „an der Schwelle eines neuen Zeitalters“ stehen, ohne jemals über die Schwelle hinweg und in die dahinterliegenden Räumlichkeiten zu gelangen (tun sie das aber, dann herrscht in diesen Räumlichkeiten alsbald eine solche Wirtschaft, daß männiglich sich wieder hinaus- und zurücksehnt). Dennoch und rechtens kann es geschehen, daß wir eine bestimmte Entwicklungsphase als besonders bedeutsam empfinden, daß sich zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Häufung von schicksalhaften Ereignissen ergibt, die sich unverkennbar auf unser eigenes Schicksal hin zuspitzen. Es ist, als würde der „Zug der Zeit“, dessen unfreiwillige Passagiere wir sind, auf einem nachtdunklen Bahnhof rangiert werden. Wir wissen nicht, auf welches Geleise und in welche Richtung. Wir wissen nicht, was sich anbahnt. Aber wir können zum Fenster hinausschauen und versuchen, uns in der Dunkelheit zurechtzufinden.

Ein solcher Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Die großen europäischen und asiatischen Konferenzen, die in den abgelaufenen Monaten stattfanden, waren zwar nicht das, als was sie sich ausgaben, waren keineswegs „Abschlußkonferenzen“ zum Zweck „endgültiger Regelungen“; in ihrer Gesamtheit jedoch — und nur in ihrer Gesamtheit sind sie deutbar — kennzeichnen sie einen entscheidenden Vorgang auf dem Rangierbahnhof der Zeit. An der Richtung, in die es von hier aus weitergeht, wird sich bis zur nächsten Station nichts mehr ändern lassen.

Um eine Art Bestandsaufnahme der augenblicklich gegebenen Sachlage bemühen sich einige Beiträge des vorliegenden Hefts. Wir veröffentlichen sie in absichtlichem Unterschied zu unserer sonstigen Gepflogenheit, das politische Geschehen als solches lediglich zu glossieren, und dafür den und jenen seiner moralischen Aspekte, seiner technischen Voraussetzungen oder seiner ideologischen Problematik herauszugreifen und zur Diskussion zu stellen. Diesmal versuchen wir uns mit der vielfältigen Aktualität, die uns bedrängt, auf direktere Weise auseinanderzusetzen. Und wir wüßten das auf keine bessere Weise zu beginnen als durch eine Auseinandersetzung mit jenem Problem, welches am allerdirektesten das unsere ist: die Freiheit der Republik Österreich. Daß diese Auseinandersetzung von der denkbar kompetentesten Seite unternommen wird, vom Kanzler dieser Republik, soll nicht nur ihre Wichtigkeit unterstreichen, sondern legitimiert sie als Teil der größeren weltpolitischen Auseinandersetzung. Der beschränkte Provinzialismus, aus dessen Blickpunkt die Welt immer nur um die Achse Pottendorf—Göpfritz rotiert, wird nämlich in seiner Peinlichkeit nur noch von einer vermeintlich globalen Denkungsart übertroffen, die es nicht wahr oder nicht wichtig haben will, daß man zwischen Pottendorf und Göpfritz genau den gleichen Anspruch auf eine vernünftige Ordnung der Dinge hat wie irgend anderswo. Wie sehr in Asien auch die Freiheit Österreichs auf dem Spiel steht, wissen wir. Und ob man's nun in Manila und in Formosa weiß oder nicht: es gilt auch vice versa. Wir haben Asien dicht vor unserer Tür, und ein Überblick über die dort geschaffene Situation scheint uns des Interesses unserer Leser ebenso wert wie die Beschäftigung mit Deutschland.

Auch für die im FORVM nun schon traditionell gewordene Übung, einen bestimmten Gegenstand von verschiedenen Seiten anzuleuchten, hat sich diesmal ein aktueller Anlaß ergeben; die bevorstehenden Länderwahlen und die damit verbundene Kampagne ließen uns die Frage nach dem Sinn heutiger Wahlpropaganda aufwerfen. Antwort erteilen zwei maßgebende Persönlichkeiten der beiden großen Parteien unseres Landes und ein Repräsentant der am längsten und besten funktionierenden Demokratie unseres Kontinents. Und es darf, was die beiden österreichischen Politiker betrifft, doch auch die Würde und die Distanziertheit vermerkt werden, mit der sich da die Sachwalter zweier entgegengesetzter Programme die Gelegenheit zum politischen Konkurrenzkampf entgehen ließen. Wir sind weit entfernt von der unbescheidenen Annahme, daß diese gelassene und wahrhaft forensische Haltung etwa um ihres Erscheinen im FORVM willen zur Schau getragen wurde. Aber wir sind unbescheiden genug, sie als Beweis für die Lebensfähigkeit demokratischer Grundsätze zu nehmen und für die wache Verwaltung dieser Grundsätze durch eben jenes Österreich, für dessen souveräne Verwaltungsrechte sein Kanzler immer noch plädieren muß.



# Prüfstein Österreich

ZU DEN MÖGLICHKEITEN NEUER VERHANDLUNGEN ÜBER DEN STAATSVERTRAG  
VON BUNDESKANZLER ING. JULIUS RAAB

Neue Staatsvertragsverhandlungen liegen im Bereich der Möglichkeit. Werden sie zu einem Ergebnis führen oder sollen sie uns Gelegenheit bieten, das Jubiläum der 300. ergebnislosen Sitzung zu feiern?

Schon die Berliner Konferenz brachte — zumindest in der Verfahrensfrage — einen wesentlichen Fortschritt durch die Teilnahme einer österreichischen Delegation an den Verhandlungen: der österreichische Außenminister konnte gleichberechtigt am Konferenztisch Platz nehmen. Diese Position wird sich Österreich auch bei kommenden Verhandlungen nicht streitig machen lassen.

Zweifellos hätte eine Konferenz der Botschafter in Wien, wie sie von sowjetischer Seite angeregt wurde, große Vorteile. Die Tatsache, daß wir mit den Botschaftern der vier Großmächte gute persönliche Beziehungen unterhalten, würde die Verhandlungen wesentlich erleichtern. Auch würde diese Konferenz nicht unter Zeitdruck stehen, sondern könnte in Ruhe für alle strittigen Fragen Lösungsmöglichkeiten suchen. Ein weiterer Vorteil wäre die Bundeshauptstadt Wien als Konferenzort. Die österreichischen Delegierten hätten ständigen Kontakt mit den Mitgliedern der Bundesregierung und der Volksvertretung; sie könnten im kurzen Wege Weisungen empfangen, so daß ihre Erklärungen jederzeit mit voller Autorität abgegeben werden könnten. Und schließlich dürfen wir auch ein wenig dem Genius loci vertrauen. Die Kongreßstadt Wien, mit ihrer ausgleichenden, kalmierenden Atmosphäre, würde gewiß dazu beitragen, Gegensätze zu mildern und Spannungen zu reduzieren. Aber welche Erwartungen dürfen wir in meritorischer Hinsicht hegen?

## Die größeren Chancen des kleineren Problems

Es ist klar, daß die österreichische Frage von den weltpolitischen Ereignissen nicht separiert werden kann. In letzter Zeit ist in der weltpolitischen Debatte ein neues Schlagwort aufgetaucht, das der Koexistenz. Leider besteht bisher nur eine Koexistenz des Mißtrauens. Es muß einmal ein erster Schritt getan werden, um dieses Mißtrauen abzubauen. Ein solcher Schritt, eine solche erste Tat ist meines Erachtens nur hinsichtlich eines Objektes von geringerer Bedeutung zu erwarten. Nun ist unter den schwebenden weltpolitischen Problemen das österreichische vielleicht nicht das geringste, aber sicherlich das am leichtesten zu lösende. Und da auf dem granitenen Weg zum Frieden nur Taten die Meilensteine bilden, Versprechungen aber keine sichtbaren Spuren hinterlassen, so wäre eine Einigung über Österreich ein sehr gewichtiger Beweis für die Realisierbarkeit jener Koexistenz, die bis jetzt nur ein Schlagwort ist. Überdies kann ich mir die Koexistenz zweier Pflüge leichter vorstellen als die zweier Kanonen.

Es gibt wohl kaum einen Österreicher, der neuerliche Verhandlungen über den Staatsvertrag ablehnen würde. Wir sind mit der vorgeschlagenen Konferenz einverstanden. Aber was wir in Wien wollen, ist das ruhige Gespräch, nicht eine Weltmeisterschaft im politischen Schachspiel. Wien ist zweifellos der geeignete Ort für ruhige Gespräche. Auch die letzte Wiener Messe war eine Art Ost-West-Gespräch, das ohne jeden Mißton verlaufen ist.

Wir sind uns dessen bewußt, daß es bei einer derartigen Wiener Konferenz, falls sie zustande kommt, nicht um Österreich allein gehen würde. Es wird um die ganze Menschheit gehen. Und gerade weil wir nicht nur an unserem eigenen Schicksal, sondern an dem

der ganzen Menschheit Anteil nehmen, streben wir nach Einigung in dieser einen, uns allerdings am nächsten liegenden Frage. Die Sympathien der Welt begleiten unser Streben, besonders aber die Sympathien der Kleinstaaten. Während des kürzlich in Wien abgehaltenen Kongresses der Interparlamentarischen Union begann sich das Zusammengehörigkeitsgefühl der Kleinstaaten als politische Realität abzuzeichnen. Noch gibt es keine Entente dieser Staaten. Ihre gemeinsamen Interessen könnten aber eines Tages dazu führen — und ein freies Österreich würde hier bestimmt eine beachtliche Rolle spielen.

## Voraussetzungen, die von Österreich erfüllt sind

Auf der Berliner Konferenz hat das allgemein herrschende Mißtrauen, besonders von einer Seite, auch vor Österreich nicht haltgemacht. „Remilitarisierung“ und „Anschlußgefahr“ lauteten die Argumente, die dem Vorschlag auf sofortige Unterzeichnung des Vertrages entgegengehalten wurden. Diesem Mißtrauen kann nur eine vollkommene Verkenntung der Mentalität des heutigen Österreichers zugrunde liegen. Der Österreicher ist stolz auf seine Tradition, aber er ist ein sehr modern und real denkender Mensch geworden, der keinem Phantom nachjagt, der weder Hausmachtspolitik betreiben will noch weinerlich seine Lebensunfähigkeit beklagt. Er erwartet sein Heil auch nicht mehr von anderen Völkern, sondern hat erkannt, daß nur die harte Arbeit und ihre soliden Ergebnisse ihm seinen Platz in der Welt sichern. Diesen Platz will er verteidigen. Verteidigen nicht mit Kanonen, sondern mit seinen Kulturgütern, mit den Erzeugnissen seines Geschmacks, mit den Schönheiten seines Landes, das den Angehörigen aller Nationen zum Besuch weit offen steht.

Wenn einstmals der österreichisch-ungarischen Monarchie der Wahlspruch angedichtet wurde, daß andere Kriege führen mögen, Österreich aber heirate, so müßte der Wahlspruch der Zweiten Republik lauten: Mögen andere Kriege führen — wir arbeiten.

## Voraussetzungen, die von den andern erfüllt werden müssen

Bisher wurde immer nur die Frage gestellt, unter welchen Voraussetzungen die vier Großmächte einen Staatsvertrag abschließen würden. Vielleicht ist es im Hinblick auf die fast zehnjährige Fortdauer der Besetzung auch einmal gestattet, die Frage zu stellen, unter welchen Voraussetzungen Österreich einer neuerlichen Konferenz zustimmen kann.

Zunächst einmal muß von allen Verhandlungspartnern erwartet werden, daß sie nur dann am Konferenztisch erscheinen, wenn sie den aufrichtigen Willen haben, die österreichische Frage endlich einer Lösung zuzuführen. Und die zweite Voraussetzung ist, daß der zu unterzeichnende Staatsvertrag unserem Lande wirklich die volle Freiheit und Souveränität bringt und sichert. Wir haben alles Verständnis für die Sicherheitsforderungen der Sowjetunion; aber zwischen ihnen und dem berechtigten Verlangen des österreichischen Volkes nach Befreiung von der Besetzung muß ein vernünftiger Modus gesucht werden. Österreich kann von seiner Forderung nach voller Freiheit und Souveränität um keinen Fingerbreit weichen. Unser Vorschlag auf der Berliner Konferenz, die Botschafter der vier Großmächte mögen die Einhaltung der Bestimmungen des Staatsvertrages noch weiter kontrollieren, war wahrlich sehr weitgehend, und diese von uns selbst angebotene Kontrolle ist an und für sich schwer vertretbar; sie sollte bloß dem vorhandenen Mißtrauen und dem Zweifel an unserem gegebenen Wort Rechnung tragen. Ebenso weitgehend — und im



übrigen von allen vier Großmächten voll anerkannt und gewürdigt — war die Erklärung des österreichischen Vertreters, sich an keinen Militärbündnissen beteiligen zu wollen. Da auch das Anschlußverbot als solches im Staatsvertrag verankert ist, bestehen wohl genügend Sicherheiten gegen alle Eventualitäten.

Die Voraussetzungen für eine Lösung des österreichischen Problems sind gegeben. Wir begrüßen jede Konferenz, die sich diese Lösung ernstlich zum Ziele setzt. Wir

lehnen es aber ab, an Verhandlungen teilzunehmen, bei denen wir zum Objekt einer einseitig dirigierten Propaganda gemacht werden sollen. Unser Recht ist zu offensichtlich und die Sympathien der ganzen Welt sind zu klar auf unserer Seite, als daß man es wagen sollte, ein bloßes Propagandaspiel mit uns zu treiben. Wenn wirklich alle den Frieden wollen, dann ist in Wien am leichtesten der Beweis dafür zu erbringen.

## DEUTSCHLAND: EINE ZWISCHENBILANZ

*Die beiden nachfolgenden Aufsätze wollen eine Zwischenbilanz der bisherigen politischen Entwicklung in Deutschland ziehen, der eine vom historischen Standpunkt aus, der andere im Hinblick auf die akute Situation. Die Distanz, die beide Autoren zu ihrem Thema zu halten bemüht sind, ist gerade weit genug, um ihre Ausführungen von der unmittelbaren Aktualität unabhängig zu machen. Zu dieser Aktualität gehören die mittlerweile in London zustande gekommenen Beschlüsse; sie liegen in der von beiden Autoren als wünschenswert bezeichneten Entwicklung. Eine Ratifizierung der Londoner Beschlüsse durch Frankreich gehört zu dieser Aktualität noch nicht.*

*Friedrich Abendroth ist unsern Lesern bereits durch eine Reihe von Beiträgen bekannt geworden, deren letzter — „Die Revolution der Gehemmten“ — sich mit dem 20. Juli 1944 befaßt hat. Immanuel Birnbaum, der einige Jahre lang als Mitarbeiter der „Presse“ und Korrespondent des „Svenska Dagbladet“ in Wien tätig war, verwaltet jetzt das außenpolitische Ressort der „Süddeutschen Zeitung“, München.*

FRIEDRICH ABENDROTH

### Adenauers Reichsidee

#### Vom „Schicksalhaften“ weg

Ist der deutsche Nationalismus unausweichlich? Allen logischen und psychologischen Überlegungen zufolge ist er es.

Hitler und die geistigen Vorfahren des Nationalsozialismus hatten eine besondere Vorliebe für das Beiwort „schicksalhaft“. Sie benützten es als Ausrede und Freibrief, ähnlich wie die französische Hofgesellschaft des späten siebzehnten Jahrhunderts den strengen Begriff der Prädestination mißbraucht hatte. „Wenn es ohnedies einen vorausbestimmten Zwang zum Sündigen gibt, wenn alle menschliche Bemühung um sittliche Tugend und Vollkommenheit vergebens bleiben muß, dann wollen wir gleich in vollen Zügen und sozusagen mit religiöser Legitimation sündigen.“ So dachten die schönen Hofdamen und geistvollen Kavaliere zwischen Port Royal und Hirschpark. In unsere politische Aktualität übertragen: „Wenn das deutsche Volk nun einmal zwangsläufig von einer Welt von Feinden eingekreist ist, die es vernichten wollen, dann darf ihm jedes Mittel der Selbstbehauptung, jeder *sacro egoismo* recht sein.“ Der alte Bethmann-Holweg hatte noch Tränen in den Augen, als er im August 1914 unter Berufung auf die Not, die kein Gebot kennt, den Einmarsch in Belgien zu legitimieren versuchte. Hitler, als er im September 1939 den Zwang zum „Zurückschießen“ verkündete, hatte nur noch eine heisere Stimme.

Man kann der Politik Adenauers viele Vorwürfe machen, und sie werden ihr gerade jetzt in überreichem Maß gemacht; eines aber kann man ihr nicht absprechen: das konsequente Fortstreben aus der „schicksalhaften“ Situation (das Fremdwort „fatal“ gibt den Doppelsinn des Begriffes besser wieder), die konsequente Tendenz, Deutschland endlich einmal in eine feste und seriöse Allianz zu führen. An Stelle des „Traums vom Reich“ wollte und will Adenauer jene nüchterne, zähe Piemontpolitik Cavours wiederholen, die Italien zuerst geeinigt und dann von allen ausländischen Mächten befreit hatte. Sie bestand in der festen Zementierung eines Teils von Italien, der durch geschickte und gut abgesicherte Bündnisse zu einem Machtfaktor und zur Basis für die Einigung des ganzen Landes werden konnte. Um die Mitte des neun-

zehnten Jahrhunderts, das noch den letzten Abglanz der klassischen Kabinettspolitik erlebt hatte, durfte Cavour sich's leisten, über einen zügellosen, romantischen und utopischen Nationalismus hinweg zur Tagesordnung der realen Staatsgeschäfte überzugehen. Adenauer, letzter Nachfahr und Urenkel der klassischen Staatskunst, versuchte das Gleiche. Aber er übersah dabei das Datum. Er übersah, daß zwischen 1854 und 1954 Bewußtseinsinhalte liegen, die sich namentlich im deutschen Volk nicht ignorieren lassen, und er übersah, daß die ihm korrespondierenden Kräfte in Westeuropa zu schwach waren. Es ist kein Zufall, daß heute Mendès-France im Quai d'Orsay sitzt und nicht mehr der weise lothringische Professor Robert Schuman. Ob Adenauer selbst es wollte oder nicht: sein europäisches und damit auch sein deutsches Konzept haben ein Vorzeichen erhalten, das unweigerlich zum Widerspruch herausfordert: das Vorzeichen des Romanisch-Burgundisch-Katholischen. Jenseits aller realpolitischen Bedenklichkeiten mußte gerade dieses weltanschauliche Vorzeichen bei einem großen Teil der Partner, auf die Adenauer angewiesen war und bleibt, Ressentiments wachrufen, deren Geschichte Bände füllen würde. Und es waren nicht zuletzt diese Ressentiments, die hinter dem französischen Widerstand gegen die EVG, hinter der Pariser Katastrophe vom 30. August wirksam wurden.

Dies gilt es zur Kenntnis zu nehmen, womöglich mit einer Spur jener Ruhe, mit der einst Metternich zur Sicherung seines europäischen Ordnungskonzepts mit den islamischen Türken verhandelte, statt mit den ihm weltanschaulich näherstehenden christlichen Aufständischen in Griechenland.

#### Zu Europa hin

Zu untersuchen bleibt, welche Kräfte in Deutschland als Mitträger der Adenauerschen Politik in Frage kommen. Denn unabhängig von ihren weltanschaulichen Vorzeichen, und zunächst einmal auch unabhängig von ihren innerdeutschen Auswirkungen (die hier weder verurteilt noch gutgeheißen werden können), muß diese Politik als ein notwendiger europäischer Faktor, als der deutsche Part im europäischen Konzert angesehen werden.

Das, was man landläufig den deutschen Nationalismus nennt, ist eine steckengebliebene, nie vollendete Antithese zum „Reichischen“,



das seinerseits spätestens mit dem Westfälischen Frieden von 1648 als politische Realität zu bestehen aufgehört hat. Diese Antithese war schon in der Auseinandersetzung Karls mit Widukind spürbar, sie lebte im Gegensatz zwischen Hohenstaufen und Welfen durch Jahrhunderte wieder auf, und sie zog sich nach der Reformation quer durch die Fronten der Konfessionen, wie sie sich heute quer durch die politischen Parteien zieht. Es ist gerade im deutschen Fall eine unerlaubte Vereinfachung, von genuin nationalistischen oder genuin übernationalen Parteien zu sprechen. (Das zeigt etwa das Beispiel der deutschen Sozialdemokratie, die beide Extreme in sich vereinigt.) Auch der Nationalsozialismus brachte keine Entscheidung oder gar eine Harmonisierung dieser Gegensätze. Weder Hitler noch die maßgebenden Spitzen des Dritten Reiches wußten, was sie eigentlich wollten. Und wenn aus keinem andern Grund, dann wäre schon aus dieser inneren Zerrissenheit und Unentschiedenheit das Zwitterding „Großdeutschland“ auch ohne militärische Niederlage wieder auseinandergefallen. Die wenigen Sternstunden der deutschen Geschichte, in denen — wie in der Reichsreform Maximilians I. zu Beginn des 16. Jahrhunderts — eine echte Integration des reichischen und des nationalen Elements versucht wurde, bestätigten als einsame Ausnahmen und Fragmente die Regel. Selbst Bismarck (und er hat das in der tiefen Verzweiflung seines freiwilligen Exils im Sachsenwalde eingestanden) scheiterte an der Unmöglichkeit, dem von ihm gegründeten Reich, das ja gar nicht als Reich, sondern als Nationalstaat westlicher Prägung gedacht war, einen dauernden Bewußtseinsinhalt zu geben.

Es ist nur allzu verständlich, daß Deutschland mit dieser ungelösten Problematik seinen westlichen Nachbarn zumindest fremd, wenn nicht unheimlich und ablehnenswert erscheinen muß. Frankreich hat seit den Tagen Ludwigs XI. das nationale Problem gelöst, seine Entwicklung über Ludwig XIV. und die Große Revolution verlief in diesem einen Punkt mit beinahe naiver Geradlinigkeit. Ähnlich lagen und liegen die Dinge in den skandinavischen Ländern, mit Einschränkung auch in Belgien und Holland, ganz zu schweigen von England. Nicht einmal die spanisch-baskische Spannung wirkt über die Landesgrenzen hinaus. Alle diese Völker hatten es schwer, zu erkennen, daß der Adenauersche Europaweg zugleich ein Weg der *inneren Selbsterlösung Deutschlands* aus einer jahrhundertalten gefährlichen Spannung sein sollte. Durch das Nein Frankreichs ist Deutschland nun wieder in die alte Alternative hineingestoßen worden. Adenauer wollte sie ein für allemal lösen, indem er das Problem „Reich oder Nation“ auf die höhere Ebene der europäischen Integration hob, auf der es gegenstandslos geworden wäre. Aus historisch begreiflichen, wenn auch kaum entschuldbaren Gründen, hat sich das offizielle Frankreich diesem Werben verschlossen.

Der Nationalismus, dem Deutschland heute aufs neue anheimzufallen droht, geht quer durch alle Parteien und alle zufälligen Zweckverbindungen des politischen Alltags hindurch. Er nimmt, im großen und ganzen, dreierlei Züge an. In zweien davon erkennt man mit Grauen die Züge des deutschen Untergangs, und man möchte dem deutschen Volk beschwörend zur Abkehr raten. In der dritten Gestalt, wenn sie erst einmal aus dem Nebel der Phrase und aus ihrer realpolitischen Verschommenheit klar hervortritt, könnten die Adenauerkräfte einen produktiven Antagonisten gefunden haben.

#### Die nationalistischen Gegenkräfte

Von den drei Richtungen dieses deutschen Nationalismus rekrutiert sich die erste aus einer bunten Vielfalt von Kräften und Anhängern, die man allesamt mit dem politischen Stichwort *Rapallo* charakterisieren kann. Der Mythos, den sie gemeinsam für ihre Ostpolitik herleiten, hat verschiedene Ahnherrn. Die einen träumen von der Yorckschen Verständigung Preußens mit Rußland, die andern lesen aus der Politik des greisen Bismarck die Notwendigkeit eines ewigen Rückversicherungsvertrags mit Rußland heraus, die dritten schwören auf den Machiavellismus der Reichswehr General Seeckt (die ja auf russischen Exerzierplätzen ihre unheilvolle Wiedergeburt erlebte), wieder andere verlieren sich in die Untiefen völkisch-mystischer Spekulation vom „gesunden“ Osten gegen den „kranken“ Westen. Dazu kommen die wesentlich handfesteren Elemente der am Osthandel interessierten Industriellen von Rhein und Ruhr. Und ganz tief unten schlummern die

infantilen Rachegelüste gegen „den Westen“, der Deutschland an den Bolschewismus ausgeliefert hat und nun durch ebendenselben Bolschewismus dafür „bestraft“ werden soll. Damit sind die Nuancen einer nationalen Ostorientierung Deutschlands noch lange nicht erschöpft; aber ihre Aufzählung würde zu weit führen, und ihre Widerlegung ist schon zu oft unternommen worden; sie ist im Grunde auch keine Aufgabe der grundsätzlichen politischen Diskussion, sondern des elementaren Anschauungsunterrichts über das Schicksal derer, die von irgendeiner nichtstalinistischen Basis her mit dem Kreml zu paktieren versuchten, mögen sie nun Edvard Beneš, Juliu Maniu, Pater Plojhar oder Otto Nuschke heißen. Wem dieser Anschauungsunterricht der Gegenwart weniger gilt, als historische Wunschträume von anno 1763, 1813 und 1917, der hat den Anschluß an die Zeit versäumt und wird höchstens noch jenen plombierten Eisenbahnwaggon besteigen können, in dem einst Lenin unter kaiserlich deutscher Flagge nach Rußland geleitet wurde.

Nicht ganz so einfach abzutun ist die zweite Gruppe des deutschen Nationalismus, obgleich sie in ihren offiziellen Parteiausprägungen nur ein kleines Häuflein ausmacht (Soziale Reichspartei Remers, Deutsche Reichspartei u. a.). Sie erhält aber verstärkte Bedeutung durch persönliche und ideologische Einflußkanäle, die bis weit in die Reihen der Bonner Koalitionsparteien hineinreichen. Die Persönlichkeit des ehemaligen Goebbels-Mitarbeiters Naumann ist nicht schlechtweg mit einer Partei oder Sektenzugehörigkeit gleichzusetzen. Und die von ihm vorgetragenen Thesen — vorgetragen mit einer an seinem einstigen Meister geschulten Rhetorik — sind keinesfalls nur für jene schlüssig, die sich offen als neue oder alte Nazi bezeichnen. In konsequenter Ablehnung der übernationalen Reichsidee Adenauers (und in der nicht ganz unbegründeten Hoffnung, auf dem rechten Flügel der amerikanischen Republikaner Beifall zu finden) vertreten sie die Notwendigkeit einer direkten deutsch-amerikanischen Verständigung unter Umgehung Frankreichs. An Stelle der von Adenauer mühsam angebahnten Kontakte wollen sie die direkte Leitung, deutlicher gesagt, den europäischen Kurzschuß setzen. Ihr Ziel ist die Wiedererringung einer national-deutschen Vormacht in Mitteleuropa durch ein Bündnis mit dem zur Zeit Mächtigsten. Eine solche Konzeption konnte immer und kann auch heute nur aus katastrophaler Unkenntnis der tatsächlichen politischen Kräfteverhältnisse in der Welt (und in Amerika selbst) entstehen. Und was eine Verwirklichung dieser Konzeption zuwege brächte, wäre vor allem, daß der von Hitler wie von Kaiser Wilhelm so oft zitierte „Ring der Feinde in Ost und West“ sich wieder einmal um Deutschland schließt . . .

#### Die liberale Unterstützung

Bleibt die dritte Gruppe, bestehend aus jenen „schwarz-rot-goldenen“ Kräften, die gleichfalls in allen Parteien zu finden sind; die Freie Demokratische Partei besitzt so wenig ein Monopol auf sie, wie die Sozialdemokratie auf die deutsche Wiedervereinigung oder die CDU auf den europäischen Gedanken. Hinter dem Europabild der Katholiken und Abendländer Adenauer, Schuman und de Gasperi wird als historisch legitime Ergänzung wieder das liberale Europabild der Stresemann und Briand sichtbar. Hier scheint uns die echte Möglichkeit zu liegen, den schwarz-rot-goldenen Nationalgedanken zu einem echten, gleichberechtigten Mitspieler der deutschen Außenpolitik zu machen. Und hier scheinen bei der innenpolitischen Struktur des heutigen Frankreich, in dem die Kräfte um Bidault und Schuman eine realistisch zur Kenntnis zu nehmende Minderheit darstellen, auch Brückenköpfe für eine direkte deutsch-französische Verständigung aufzutauchen, die bislang im Nebel lagen. Nicht nur das europäische, auch das innerdeutsche Problem ist nur zu lösen, wenn ihm eine faire und umfassende deutsch-französische Verständigung vorausgegangen ist. Sie ist der Schlüssel, auf den kein Wunderdoktor, keine gequälte EVG-Ersatzlösung jemals verzichten kann. Ihr Zustandekommen ist ein nationales Existenzproblem des gesamten deutschen Volkes, nicht das einer Partei oder einer bestimmten weltanschaulichen Richtung.

Die unnatürliche Mehrheit der Neinsager, die sich am 30. August im Palais Bourbon mit den Kommunisten zusammenfand, kann nicht dauern. Und Deutschlands Bestreben müßte es sein, sie aufzubrechen



(was aus dem Schmollwinkel des MRP allein nicht möglich ist). Damit aber neue Kontakte, neue europäische Gemeinsamkeiten entstehen, müssen auch diesseits des Rheins neue Kräfte eigenständig und nicht bloß gegängelt die Initiative ergreifen, zu dieser Initiative zugelassen werden — vor allem aus den Kreisen der Freien Demokraten und der SPD. Die grundsätzlichen Bedenken, diesen beiden Parteien die alleinige politische Führung in Deutschland anzuvertrauen — Bedenken, die sich gleichermaßen gegen den Marxismus wie gegen den Wirtschaftsliberalismus richten — haben die Mehrheit des deutschen Volkes bei den letzten Bundestagswahlen davon abgehalten, einer von ihnen das Führungsvotum zu geben. Diese innenpolitische Wahlentscheidung hatte aber nicht notwendig alle staatspolitischen und außenpolitischen Befugnisse auf eine einzige Regierungspartei zu konzentrieren. Die deutsche Situation verlangt gebieterisch wie noch nie die Heranziehung aller Gutesinnigen.

Man lasse sich von den *terribles simplificateurs* keine Schablonen aufzwingen. Man hüte sich, jene konstruktiven Kräfte, die politisch zwischen Thomas Dehler und Carlo Schmid beheimatet sind und die ihre Stärke und ihre Strahlkraft aus schwarz-rot-goldenen Traditionen her beziehen, als „nationale“ oder gar „nationalistische“ Kräfte zu disqualifizieren. Für die Lösung, die jetzt nottut, und die weder eine rheinbündisch-burgundische noch eine großpreußisch-chauvinistische sein darf, scheint uns die Bezeichnung „vaterländisch“ im Sinne der Paulskirche von 1848 gerade recht und gut.

## IMMANUEL BIRNBAUM

### *Adenauers Politik*

#### Voraussetzungen seit 1945

Für die deutsche Außenpolitik nach dem zweiten Weltkrieg wurden zwei Grundtatsachen bestimmend: die durch den Willen der Sowjetunion erfolgte Festlegung der Oder-Neiße-Linie als vorläufiger deutsch-polnischer Grenze, und die Teilung Deutschlands einerseits in die Besatzungsgebiete der drei westlichen Siegermächte, andererseits in die von den Sowjets okkupierte Zone. Durch die neue Grenzziehung im Osten hat Stalin die größte der westslawischen Nationen, Polen, auf lange Sicht an die Politik Moskaus gebunden (selbst die Wortführer der polnischen Emigration haben sich auf diese neue Grenzlinie festgelegt). Durch dieselbe Entscheidung hat er die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes auf lange Sicht zur Ablehnung der Sowjetpolitik und zur Anlehnung an den Westen veranlaßt.

Nicht ganz im gleichen Sinne wirkt die Teilung des restlichen Deutschlands in die aus den westlichen Besatzungszonen entstandene Deutsche Bundesrepublik und den in der Sowjetzone errichteten Satellitenstaat, der sich als Deutsche Demokratische Republik bezeichnet. Zwar bekennen sich westliche und östliche Siegermächte zur Notwendigkeit einer Wiedervereinigung Deutschlands, aber weder die einen noch die anderen haben bisher etwas zur Verwirklichung dieses Bekenntnisses getan. Vielmehr hat der tiefe weltpolitische Gegensatz zwischen West und Ost beide Großmachtgruppen dazu getrieben, die von ihnen kontrollierten Teile Deutschlands nach Möglichkeit der eigenen Front fester einzuordnen. So entstand in weiten Teilen der deutschen Öffentlichkeit die Vorstellung, daß die Wiedervereinigung nur im Rahmen einer west-östlichen Entspannung vielleicht einmal erreicht werden könne; und um die Möglichkeit dafür überhaupt offenzuhalten, sei es notwendig, nicht nur die Verbindung zwischen dem westlichen Hauptteil Deutschlands und der sowjetisierten Zone zu festigen, sondern eine allzu scharfe Frontstellung Westdeutschlands gegen den Ostblock zu vermeiden. In andern deutschen Kreisen hält man eine Wiedervereinigung der beiden noch deutsch besiedelten Teile der einstigen Weimarer Republik auch noch auf andere Weise für möglich. Dieses mehr machtpolitisch gefärbte Wunschbild, das durch die Schlagworte von der „Befreiungspolitik“ und von der „Zurückdrängung des Kommunismus“ ermutigt wurde, baut auf der Hoffnung auf, der Westen könne — zum Teil durch deutsche Mitwirkung — in absehbarer Zeit

stark genug werden, um auf dem Verhandlungswege die Freigabe der deutschen Sowjetzone durch Moskau zu erreichen.

Es muß hervorgehoben werden, daß es keineswegs solche Wunschbilder waren, welche die maßgebenden Befürworter der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft zu ihrer Haltung veranlaßten. Der Gedanke der EVG, der ja überhaupt nicht in Deutschland entstanden ist, sondern auf den französischen Minister Pleven zurückgeht, wurde nicht durch irgendwelche Befreiungspläne oder Wiedervereinigungswünsche ausgelöst, sondern durch den Korea-Krieg und durch das Bestreben, weiteren Vorstößen und Machtausdehnungen des Ostblocks entgegenzuwirken. Auch die deutschen Anhänger der EVG waren, soweit sie verantwortliche Politik trieben, vor allem auf die Verteidigung des Gebietes der Bundesrepublik und weiter auf die Verteidigung westlicher Welt bedacht, nicht aber auf gewaltsame Änderungen der heute bestehenden Machtgrenzen in Mitteleuropa.

#### Adenauers bisheriger Kurs

Der EVG-Vertrag ist inzwischen an der französischen Ablehnung gescheitert. Da er ein wesentlicher Bestandteil der bisherigen deutschen Außenpolitik war, lohnt es, einen Blick auf die Rolle zurückzuwerfen, die er im Rahmen dieser Politik gespielt hat.

Das Konzept des deutschen Bundeskanzlers und Außenministers Konrad Adenauer sah vor, daß Westdeutschland durch die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Frankreich, Italien und den Benelux-Staaten (in der Montan-Union), durch die Europäische Verteidigungs-Gemeinschaft, und durch eine (als Überbau dieser beiden Organisationen gedachte) Europäische Politische Gemeinschaft zu einem integrierenden Bestandteil eines immer enger zusammenwachsenden kontinentalen Westeuropa werden sollte, welches auf die wirtschaftliche und politische, notfalls auch auf die militärische Unterstützung der USA rechnen könne und zu einer dauernden Sicherung des Westens gegen den Osten beitragen würde. Er hoffte auf ein enges Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich und war bereit, für die französisch-deutsche Versöhnung Opfer zu bringen; vor allem rechnete er darauf, daß der schwerste Stein des Anstoßes, die politische Loslösung des Saargebietes von Deutschland und seine wirtschaftliche Verknüpfung mit Frankreich, im Rahmen einer europäischen Organisation beiseite geräumt werden könnte und daß die politische Kontrolle dieses Gebiets durch die Organe einer solchen Organisation für beide Seiten akzeptabel wäre. Auch zu weiteren Restriktionen der deutschen Souveränität war die Bonner Regierungspolitik bereit. An die Stelle des Besatzungsstatuts sollte zwar ein Generalvertrag treten, der eine Reihe der bisher geltenden Rechtsbeschränkungen für Westdeutschland aufhobe. Dieser Vertrag sah indes vor, daß einige der Kontrollrechte, wie sie die Siegermächte zu viert (also noch unter Mitwirkung der Sowjetunion) bei Kriegsende festgelegt hatten, in Kraft bleiben sollten. Die Rechtsgrundlage für die gemeinsame Besetzung von Berlin blieb unberührt. Weiters behielten sich die Besatzungsmächte das Recht vor, mit dem Osten über eine Wiedervereinigung Deutschlands zu verhandeln und im Falle eines Umsturzesversuches das Ausnahmerecht zu handhaben. Schließlich blieben ihre Rechte zur Fortsetzung der militärischen Okkupation praktisch ungeschmälert (obschon eine deutliche Tendenz bestand, die westlichen Truppen nach Inkrafttreten der EVG allmählich durch deutsche Streitkräfte abzulösen).

Auf die Verwirklichung dieser Konzeption hatte sich Adenauer von allem Anfang an eingestellt. Er bemühte sich persönlich und beinahe ausschließlich um die Gewinnung der Partner für die europäischen Verträge und um die Neugestaltung der Beziehungen zu den westlichen Besatzungsmächten. Mit der übrigen Welt suchte die Deutsche Bundesrepublik im wesentlichen nur wirtschaftliche Beziehungen, die sie auch in wenigen Jahren auf Grund ihres rasch wachsenden Produktionsvermögens, ihrer Exportfähigkeit und der entsprechenden Importkapazität erfolgreich auszubauen vermochte.

#### Oppositionelle Kritik

Welche Alternative stellten die unterschiedlichen Gruppen der deutschen Opposition dieser amtlichen Außenpolitik entgegen? Man



kann die Kritik, die dem Bundeskanzler aus dem Lager seiner engeren Gesinnungsfreunde (etwa von seiten des früheren Reichskanzlers Brüning), aus anderen Gruppen seiner Regierungskoalition, und vor allem von der Sozialdemokratischen Partei entgegengesetzt wurde, schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. In der Hauptsache richtete sie sich gegen die kleineuropäische Integrationspolitik und die EVG. Die radikalsten Gegner der Einordnung Westdeutschlands in eine europäische Wehrgemeinschaft waren der Meinung, daß damit der Weg zur Wiedervereinigung mit dem sowjetisch beherrschten Teil des Landes endgültig verbaut würde. Was ihnen vorschwebte, war eine „Wiedervereinigung durch Neutralisierung“ nebst gleichzeitiger Zurückziehung der westlichen und östlichen Besatzungstruppen. Es war eine bittere Pille für diese Optimisten, als Molotow auf der Berliner Konferenz im Januar 1954 nicht die geringste Neigung zeigte, freie Wahlen in ganz Deutschland zu bewilligen und damit eine demokratische Grundlage für die Wiedervereinigung zu schaffen. Der europäische Sicherheitsplan, den der Moskauer Außenminister gegen Ende der Konferenz skizzierte, setzte geradezu den Fortbestand zweier getrennter deutscher Staatswesen nebeneinander voraus. Den Anfang der Wiedervereinigung wollten die Russen immer nur durch die Bildung einer gemeinsamen deutschen Regierung machen, in der ihre sowjetzonalen Gefolgsleute einen sicheren Platz hätten, noch ehe das Volk befragt worden wäre. Der Preis, den Molotow für eine Änderung seiner Europapolitik forderte, war von Deutschland überhaupt nicht aufzubringen, sondern nur von der Gesamtheit der Westmächte: er bestand in der Auflösung oder mindestens in einem weitgehenden Umbau der NATO.

Für eine Änderung der deutschen Außenpolitik bedeutete also die Berliner Konferenz keine Ermutigung, und für die deutsche Opposition, welcher Richtung immer, bedeutete sie keine neue Chance. Die schüchternen Andeutungen, die aus einem Teil des Oppositionslagers kamen — sie bekundeten die Bereitschaft zum Verzicht auf Wiederbewaffnung, zur Hinnahme der Oder-Neiße-Grenze und zur Aussiedlung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei — blieben im Osten ganz unbeachtet und ohne Resonanz. Man fühlte sich dort offenbar der 1945 neu gewonnenen Gebiete so sicher, daß man auf eine Anerkennung dieses Besitzes von deutscher Seite keinen Wert mehr legte. Die Deutsche Demokratische Republik als unmittelbarer Nachbar dieser Gebiete hatte die Anerkennung ohnehin schon längst vollzogen, und die Versicherung Adenauers, daß auch Westdeutschland keine gewaltsame Grenzrevision anstrebe, wurde als unglaublich abgewiesen. Andere oppositionelle Wortführer sahen sich durch das Scheitern der EVG veranlaßt, ihre Wünsche nach Kursänderung auf einen anderen Punkt zu konzentrieren: die Erleichterungen, die der Generalvertrag gegenüber dem Besatzungsstatut vorsah, sollten sich in einer größeren diplomatischen Bewegungsfreiheit für Bonn äußern, und der Bundesrepublik dürfe auch der direkte Kontakt mit den Ostblockländern nicht länger vorenthalten werden. Brüning belastete dieses Verlangen mit der Erinnerung an die Politik des Rapallo-Vertrages von 1922 und des ergänzenden Berliner Vertrages mit Moskau, und konstruierte das retrospektive Bild einer angeblichen Gleichgewichtspolitik, welche die Weimarer Republik zwischen West und Ost betrieben habe. Damit verzeichnete er jedoch die historischen Vorgänge (oder mindestens ihre Motive) im Sinne einer zweideutigen Machtpolitik, wie sie einst das Brandenburg des Großen Kurfürsten bald dem einen, bald dem anderen Verbündeten gegenüber anwenden konnte. Schon in Rapallo führte dieser Versuch der Männer um den damaligen Staatssekretär von Maltzahn eigentlich nur zu einer gefährlichen Erschütterung des Vertrauens der westlichen Welt und zur Begünstigung einer antiwestlichen Machtpolitik durch Moskau.

#### Neue Notwendigkeiten

Es hat nicht den Anschein, als sollte ein neuer Kurs der deutschen Außenpolitik in diese Richtung gehen. Was für Deutschland nach dem Scheitern der EVG und der kontinentaleuropäischen Integration notwendig geworden ist, kann in drei Punkten zusammengefaßt werden.

1. Man wird den Deutschen eine Fortsetzung des Besatzungsstatuts in seiner bisherigen Form wohl nicht viel länger zumuten können, wenn der immer wieder hinausgezögerte Termin für die versprochene Auf-

hebung (zugleich mit der beginnenden Wiederbewaffnung) jetzt endgültig gegenstandslos werden sollte. Auch gemäßigte, jeder Abenteuerpolitik abgeneigte Teile der westdeutschen Öffentlichkeit würden sich im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr mit den Zugeständnissen des Generalvertrages zufriedengeben. Andererseits wünscht niemand die volle Souveränität samt sofortiger Räumung und Rückgabe der Wehrhoheit; denn man ist sich klar darüber, daß die einzige Sicherung der Bundesrepublik gegen Übergriffe vom Osten her in der Anwesenheit westlicher Besatzungstruppen liegt und in der Bestimmung des NATO-Vertrages, wonach jeder Angriff auf diese Truppen den Bündnisfall für alle Mitglieder der Atlantischen Verteidigungsgemeinschaft darstellt. Aber man wird der Bundesrepublik eine Normalisierung ihrer Wirtschaftsbeziehungen mit den Ländern des Ostblocks nicht versagen dürfen, zumindest nicht in dem Rahmen, in dem solche Beziehungen auch von den meisten Staaten des Westens unterhalten werden. Es entstünde sonst zwangsläufig das Gefühl einer von den Westmächten aufrechterhaltenen Diskriminierung aus wirtschaftlichen Konkurrenzgründen.

2. Da die Anwesenheit fremder Truppen nicht ins Unendliche verlängert werden kann, wird man eigene westdeutsche Verteidigungskräfte aufbauen müssen. Die Einordnung dieser Kräfte in die Gesamtverteidigung des Westens wird in einem andern Rahmen und unter anderen Formen der Kontrolle zu erfolgen haben, als es in der EVG vorgesehen war. Wenn statt des Sechs-Staaten-Vertrages der EVG ein westeuropäischer Sieben-Staaten-Vertrag mit Einschluß Großbritanniens geschaffen werden könnte, wie ihn der britische Außenminister durch Erweiterung des Brüsseler Paktes von 1948 anregt, wäre nicht nur einer französischen Forderung Rechnung getragen, sondern auch einem Wunsch weitester deutscher Kreise, die seit jeher eine Teilnahme Großbritanniens an der europäischen Friedenssicherung wünschen. Diese Beteiligung so stark wie möglich zu gestalten, entspricht zugleich dem Bedürfnis Frankreichs, das gegen ein deutsches Übergewicht in Westeuropa gesichert sein will, wie dem Interesse Deutschlands an einer möglichst breiten und elastischen Front der westlichen Verteidigung.

3. Ein Sieben-Mächte-Pakt, dessen Erweiterung durch andere Mitglieder offenbliebe, könnte auch rechtliche Bestimmungen enthalten, welche die gegenwärtige Sicherung des deutschen Bundesgebietes durch ausländische Besatzungstruppen allmählich überflüssig machen würden. Zu denken wäre hier an einen Protokoll austausch zwischen den Partnern der europäischen Verteidigung und denen der NATO. Ein solches Protokoll müßte auch für den Fall eines Angriffs gegen Deutschland die Repressalien aller atlantischen Mächte bereithalten, wie das schon durch die Protokolle von 1952 im Rahmen der EVG vorgesehen war.

#### Nur mit allen Westmächten

Deutschland wird seine Sicherung durch den Westen und seine Mitarbeit an der Sicherung des Westens nicht gegen den Willen Frankreichs durchsetzen können. Die Vorstellung, daß ein Sonderabkommen zwischen den USA und der Bundesrepublik — etwa nach Art der Abmachung zwischen den USA und Jugoslawien oder Spanien — einen Ersatz für die EVG bieten könnte, ist illusionär. Gleichzeitig gegen den Willen der östlichen wie der westlichen Nachbarn aufzurüsten, kann sich die Bundesrepublik nicht leisten. Das Ergebnis einer solchen Politik wäre nicht die Isolierung Frankreichs, dem dann zweifellos andere westeuropäische Staaten zur Seite rücken würden, sondern eine Selbstisolierung Deutschlands. Nur durch Anlehnung an die Gesamtheit der Westmächte kann Deutschland seiner Sicherheit und seinem Frieden dienen. Schon darum muß es wünschen, daß die Westmächte sich auf eine gemeinsame Politik dem Osten gegenüber einigen, und daß diese Einigung sich sowohl auf die gemeinsame Abwehr neuer Gefahren bezieht, wie auf die friedliche Festigung der vorhandenen Kraftquellen. In einem solcherart geeinigten Westen wird der Deutschen Bundesrepublik gleichberechtigte Mitwirkung nicht vorenthalten bleiben. Dafür sorgt schon die wirtschaftliche Potenz des fleißigen, produktionsbegabten deutschen Volkes und dafür sorgt auch die kulturelle Leistung, zu der es sich nach einer Zeit der Barbarisierung und Veräußerlichung wieder sammelt.



## Ist Formosa zu halten?

EINE ZWISCHENBILANZ DER SITUATION IN ASIEN

*Hinter dem Pseudonym Heinrich Opphoff steht ein europäischer Diplomat, der sich mit den Problemen des Fernen Ostens in jahrelanger Tätigkeit an Ort und Stelle vertraut gemacht hat. Die von ihm unternommene Bestandsaufnahme der augenblicklich in Asien wirkenden Kräfte und Gegenkräfte erfolgt mit Absicht unter einem doppeldeutigen Titel: „Ist Formosa zu halten?“ bezieht sich gleicherweise darauf, ob es gehalten werden soll und ob es gehalten werden kann.*

### SEATO mit Verspätung

Die Länder, die dem Kreml in Europa zugefallen sind, wurden von Divisionen der Roten Armee erobert, als die Sowjetunion noch Bundesgenosse der Westmächte war. In Asien sind die großen Länder und Menschenmassen dem Kommunismus erst nach dem Krieg zugefallen. In Europa haben die Sowjets seither nur noch versucht, Griechenland mit Gewalt unter kommunistische Herrschaft zu bringen. Nachdem dieses Unternehmen gescheitert und der von außen gesteuerte griechische „Bürgerkrieg“ beendet war, ist es in Europa zu keinem „heißen“ Krieg mehr gekommen. Der fortbestehende „kalte“ Krieg, mit seiner Toleranz für Überfälle und Menschenraub in kleinem Ausmaß, ähnelt dem Zustand, der einige Jahrhunderte an den Militärgrenzen des Habsburgerreiches herrschte, als die Osmanen noch totalitär waren. Im asiatischen West-Ost-Konflikt — so sagt man wohl besser, denn die nichtkommunistischen Staaten liegen im Osten und Südosten — ist seit Ende des Ostasien- und Pazifikkrieges, an dem die Sowjetunion nur drei Tage teilgenommen hatte, ständig zwischen Kommunisten und Nichtkommunisten schwer gekämpft worden. Daran haben Waffenstillstandsabkommen, wie sie 1945 und 1946 zwischen den weißen und den roten Streitkräften in China, 1953 und 1954 zwischen den politisch verschiedenfarbigen Kommandos in Korea und Vietnam geschlossen wurden, nichts geändert. In Asien gibt es noch keine festen Fronten.

Die Vereinigten Staaten haben sich seit längerer Zeit bemüht, eine Einheitsfront der Nichtkommunisten in Asien zustande zu bringen. Am 8. September 1954 ist in Manila endlich ein Verteidigungsbündnis zustande gekommen. Sein offizieller Titel lautet: South East Asia Treaty Organisation (abgekürzt SEATO), was verdeutlicht, daß so etwas wie eine NATO für Asien geschaffen werden soll. Durch SEATO hätte ursprünglich Dien-Bien-Phu gehalten und Indochina gerettet werden sollen. Man muß sich fragen, ob ein solcher Vertrag hierzu ausgereicht hätte.

Es handelt sich um einen Achtmächtevertrag. Durch NATO erhielten die Vereinigten Staaten außer Kanada noch 12 europäische Bundesgenossen. SEATO zählt nur drei asiatische Staaten als Mitglieder; mit einem dieser Länder, den Philippinen, und mit zwei anderen Vertragspartnern, Australien und Neuseeland, waren die Vereinigten Staaten im Pazifik ohnehin verbündet. Zwei weitere, nämlich Frankreich und Großbritannien, sind zudem Kolonialmächte. Sie würden also, wenn die gleichzeitig mit SEATO unterzeichnete „Pacific Charter“ Wirklichkeit wird und allen Völkern Gleichberechtigung und Selbstbestimmung, Selbstregierung und Unabhängigkeit erteilt worden sind, aus Südostasien und dem Südpazifik verschwinden. Ihre bisherigen Leistungen in der Bekämpfung des Kommunismus berechnen auch zu keinen übertriebenen Hoffnungen für die Zukunft. SEATO macht also keinen überwältigenden Eindruck, so wenig man die klare Option Pakistans und die vertragliche Einbeziehung Thailands in das Verteidigungssystem übersehen soll. Absichtlich ferngehalten wurden jedoch die entschlossensten antikommunistischen Bundesgenossen der Vereinigten Staaten, die Nationalchinesen und die Südkoreaner, die beide über die einzig schlagkräftigen Armeen neben den Kommunisten verfügen, und ferngehalten wurde der japanische Bundesgenosse. Ihrer Aufnahme hätten sich einerseits die europäischen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich, andererseits Australien und Neuseeland widersetzt. Somit haben es die Vereinigten Staaten weiterhin mit individuellen Bundesgenossen nördlich der SEATO-Vertragszone zu tun; diese Zone umfaßt nur die Gewässer um die Philippinen, nicht mehr die von Formosa.

### Bündnisfall mit Einschränkungen

Hinsichtlich der Bestimmung des Bündnisfalls geht SEATO nicht so weit wie die Bündnisse, die die Vereinigten Staaten schon vorher mit den jetzigen Vertragspartnern abgeschlossen hatten. Sowohl der ANZUS-Pakt mit Australien und Neuseeland wie der Vertrag mit den Philippinen basieren auf der Verpflichtung zu militärischer Hilfeleistung für den Angegriffenen. SEATO, das diese Verträge gewissermaßen überdeckt, bestimmt in Artikel 4, daß ein bewaffneter Angriff in der Vertragszone als *Bedrohung* des eigenen Friedens und der eigenen Sicherheit aller Vertragspartner betrachtet werden soll, die in diesem Falle in Übereinstimmung mit ihren Verfassungen handeln werden, um der gemeinsamen Gefahr zu begegnen. Bei einer Bedrohung der Unverletzlichkeit oder Integrität, der Souveränität oder der politischen Unabhängigkeit eines Vertragspartners auf andere Weise als durch bewaffneten Angriff, ist eine sofortige Konsultation aller Bundesgenossen über Maßnahmen zur gemeinsamen Verteidigung vorgesehen. Diese Verpflichtungen sollen sich auf Grund eines Zusatzprotokolls auch auf die Staaten Cambodja, Laos und das freie Gebiet unter der Jurisdiktion des Staates Vietnam erstrecken, das ist das Gebiet bis zu dem in Genf als Demarkationsgrenze bestimmten 17. Breitengrad. Im Falle eines Angriffs werden diese Staaten zu begünstigten Dritten des Vertrags, an dem selbst teilzunehmen ihnen durch die Genfer Abmachung nicht möglich ist.

Obwohl die Verpflichtungen von SEATO recht vage gehalten sind, ja ihre praktische Anwendung durch die Teilnahme Großbritanniens und Frankreichs eher gehemmt als gefördert wird, sind Indien, Burma, Indonesien und Ceylon SEATO nicht nur ferngeblieben, sondern haben diesen Vertrag als eine mögliche Friedensgefährdung scharf mißbilligt. Es ist leicht, solche Blindheit gegenüber der kommunistischen Gefahr zu kritisieren. Aber wie steht es um die Sicherheit, die SEATO geben kann? Hätte Dien-Bien-Phu durch SEATO wirklich gehalten und Indochina gerettet werden können? Verteidigungsbündnisse können einen potentiellen Angreifer abschrecken. Eine kriegführende Partei, deren Armeen sich bereits im siegreichen Vormarsch befinden, wird durch den Abschluß solcher Bündnisse nur dann beeindruckt sein, wenn Kräfte zur Verfügung stehen, sie in die Tat umzusetzen. Schon während des Koreakrieges und danach hat Washington mit steigender Eindringlichkeit versichert, daß keine weitere direkte oder indirekte Aggression von kommunistischer Seite in Südostasien hingenommen werden würde. Die „New York Times“ brachte am 4. Mai 1954 eine Zusammenstellung von sechzehn immer ernster gehaltenen Warnungen, die zwischen 16. April 1953 und 29. April 1954 an die kommunistische Adresse gegangen waren. Das hat die Kommunisten nicht gehindert, mit den Waffen, die nach dem Waffenstillstand vom Juli 1953 in Korea nicht mehr benötigt wurden, das Kriegstempo in Indochina zu steigern. Darüber sollte man sich nicht allzu sehr wundern, denn die Kommunisten haben ja auch gehört, daß die Vereinigten Staaten ihre Rüstung herabsetzten und deutlich erklärten, sie würden in einen „konventionellen“ Krieg, d. h. in einen Krieg ohne Atom- und Wasserstoffbomben, nicht mehr mit Landtruppen, sondern nur noch mit Marine- und Luftstreitkräften eingreifen. So war Indochina nicht zu retten. Denn Frankreich und Großbritannien oder irgendein anderes Land würden — das war gleichfalls bekannt — ohne direkte amerikanische Beteiligung, ja Führerschaft, keine Truppen bereitstellen. Damit blieb der „konventionelle“ Krieg für die Kommunisten freigegeben, man könnte fast sagen: reserviert.

Für eine angekündigte massive Vergeltung etwa mit Atom- und Wasserstoffbomben werden die Kommunisten so leicht keinen Grund geben. Ein flagranter Angriff mit motorisierten Divisionen wie in



Korea am 25. Juni 1950 wird sich nicht wiederholen. Der Kreml hatte damals fest mit der Passivität der Vereinigten Staaten gerechnet und war in dieser Auffassung durch die kritische Haltung Washingtons gegenüber Südkorea sehr ermutigt worden. Und Korea hatte sich schon deshalb nicht bezahlt gemacht, weil es die amerikanische Aufrüstung nach sich zog. Übrigens waren in Korea keine sowjetischen Divisionen aufgetreten, sondern koreanische, die allerdings durch sowjetische Offiziere und zum Teil in der Sowjetunion ihre Ausbildung erhalten hatten. Die Sowjets waren in Nordkorea mit zwei Divisionen eingerückt, bestehend aus Koreanern sowjetischer Staatsangehörigkeit, den Nachkommen der vor den Japanern 1905 geflüchteten oder aus anderen Gründen emigrierten Koreaner, mit festen Kadern fanatischer, linientreuer Kommunisten. Zur Eroberung Chinas hatte es genügt, daß die Sowjets den chinesischen Kommunisten das Kriegsmaterial aus den eroberten japanischen Arsenalen übergaben und ihnen die nötige Zeit und die nötigen Instrukturen verschafften. Und wie die chinesischen Kommunisten Waffen und Ausbildung in der sowjetisch besetzten Mandchurei erhielten, so sind die Guerillas Ho-Chi-Minh in der südchinesischen Provinz Kwangtung bewaffnet und in den Kriegskünsten unterwiesen worden. Wie und wo hätten die Vereinigten Staaten einschreiten sollen, solange die Fiktion von Bürgerkriegen aufrechterhalten blieb? Man hatte im kommunistischen Lager durchaus begriffen, daß gegen eine „Kriegführung durch Stellvertreter“ nichts Wesentliches unternommen werden würde.

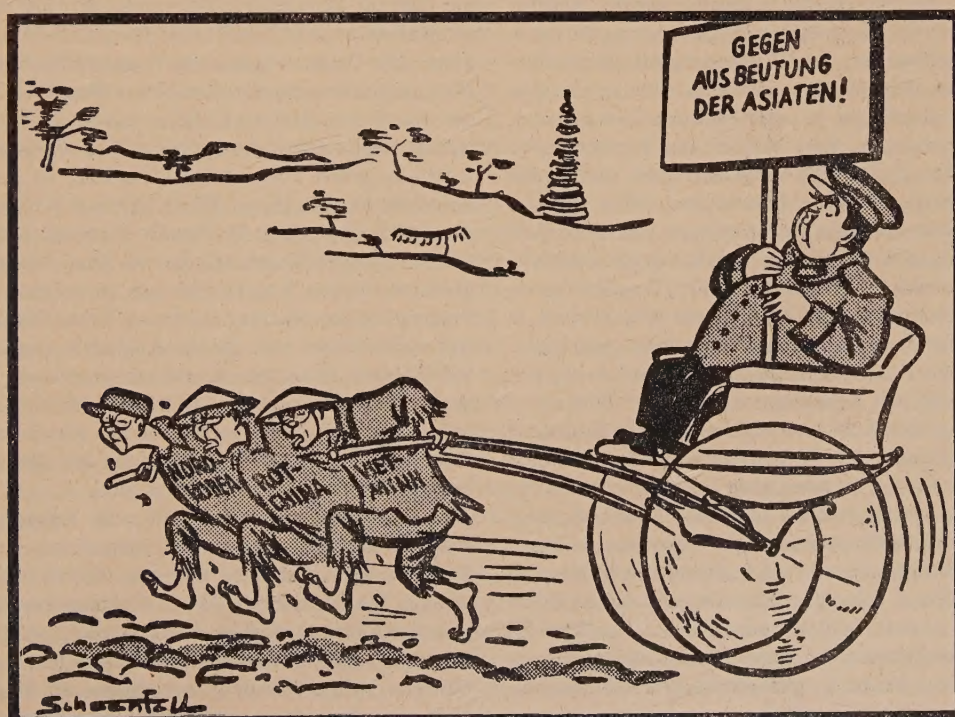
#### Die innere Lage der nichtkommunistischen Staaten Asiens

Diese Zusammenhänge sind den Nationen Asiens nicht unbekannt, und von außen gelenkte Bürgerkriege können unschwer auch noch in anderen Ländern inszeniert werden. In Ostpakistan war es den Kommunisten bereits gelungen, über eine Volksfront maßgeblichen Einfluß auf die Verwaltung des Teilstaates zu gewinnen, so daß sich die Zentralregierung in Karachi zu einer Bundesexekution gegen die aufsässige Landesregierung gezwungen sah. Auch Thailand befindet sich in einer schwierigen Situation. Im Süden Chinas, in Teilen von Vietnam und Laos wohnen, ebenso wie in Burma, Stämme, die zur Thai-Familie rechnen. Die außerhalb Thailands lebende Thai-Bevölkerung wird insgesamt auf 9—10 Millionen geschätzt, deren größter Teil heute unter kommunistischer Herrschaft steht. Seit längerer Zeit operiert in China ein Zentrum der „freien“, d. h. kommunistischen Thai-Bewegung. Ein früherer thailändischer Ministerpräsident, Nai Pridi Phanomyong, ein mißvergnügter Widerstandskämpfer gegen die Japaner, eine Art

siamesischer John, der zu den Kommunisten übergegangen ist, hat unmittelbar nach Abschluß des Genfer Waffenstillstandsabkommens auf der Pekingener Welle zur Befreiung Thailands aufgerufen. So einfach wie in Korea, China und Vietnam wird allerdings die Machtübernahme in Thailand nicht vonstatten gehen können, denn die Regierung in Bangkok ist gewarnt und besitzt in der Bekämpfung der Kommunisten einige Erfahrung. Angesichts dieser Lage ist es verständlich, daß sowohl Thailand als auch Pakistan Anlehnung an andere antikommunistische Länder gesucht haben und bestrebt sind, ihre Rüstungen zu erhöhen.

Weit ungünstiger ist die Lage in Burma. Burma, wie auch Indien, bilden potentiell geradezu ideale Felder für kommunistische Zersetzungsarbeit. In beiden Ländern bestehen große soziale Spannungen. Burma ist zudem durch nationale Antagonismen gespalten. Zwei einander gelegentlich bekämpfende kommunistische Armeen standen lange Zeit im Feld und sind zum Teil noch aktiv tätig. Im Norden des Landes konnten nationalchinesische Truppen, die vor den Kommunisten flüchteten, bisher nicht entwaffnet werden. An äußeren Anlässen für ein Eingreifen rotchinesischer Kräfte fehlt es also nicht. Zudem leben etwa 3 Millionen der den Burmanesen verwandten Lolos in der südchinesischen Provinz Yünan. Das liefert weiteres Material für eine „Frei-Burma-Bewegung“. Und weder Burma noch die indische Union verfügen über Armeen, die es auch nur im entferntesten mit den rotchinesischen Verbänden aufnehmen könnten. Die indische Armee ist ungefähr so groß wie die schwedische; sie würde es bei einer äußeren Bedrohung sehr schwer haben, Ruhe und Ordnung in dem Vielvölkerstaat Indien aufrechtzuerhalten. Man darf Nehru, der im Innern seines Landes den Kommunismus energisch bekämpft, nicht durch die Annahme unterschätzen, daß er sich über die Machtbestrebungen des Kommunismus im unklaren sei. Würde er sich aber außenpolitisch in die antikommunistische Front einreihen, so könnte es leicht geschehen, daß Indien ebenso wie Burma als besonders lohnende Objekte eines direkten oder indirekten kommunistischen Angriffs Priorität erhielten. Welche materielle Hilfe hätte man in diesen Ländern gegebenenfalls von den Westmächten zu erwarten, die doch nicht einmal bereit gewesen sind, den kommunistischen Angriff auf Vietnam abzuschlagen, obwohl dort nur ein erheblich geringerer Einsatz erforderlich gewesen wäre?

Was für Indien und Burma gilt, trifft in etwas geringerem Maß auch für die Inselstaaten Indonesien und Ceylon zu, die ebenfalls mit großen sozialen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und infolge der nationalen und religiösen Gegensätze innerhalb ihrer Bevölkerung in einer schwierigen Lage sind. Es ist verständlich, daß auch sie eine prekäre Neutrali-





tät mit der Hoffnung auf Zeitgewinn vorziehen, statt sich in ein anti-kommunistisches Bündnis einzuordnen, das in seiner jetzigen Form nur wenig äußere Sicherheit bieten kann. Die Vereinigten Staaten sollten für eine solche „neutrale“ Haltung Verständnis zeigen und sollten alles daran setzen, diese Länder bei der Bewältigung ihrer wirtschaftlichen Bedrängnisse zu unterstützen, damit möglichst viele nichtkommunistische Regierungen sich möglichst lange halten.

#### Was Formosa bedeutet . . .

Kann die Sicherung des Restes von Asien mit anderen als militärischen Mitteln noch erreicht werden? Nehru gibt vor, es zu glauben; viele Europäer glauben es wirklich. Die politische Formel, wie Attlee sie ausgesprochen hat, klingt einfach genug: „Man muß Tschiang Kai-Schek los werden, dann entspannt sich alles von selbst“. Was hülfte es da, nochmals die ganze leidvolle Geschichte des nichtkommunistischen Asien aufzuzeigen! Nicht nur die Meinungsfronten haben sich verhärtet, sondern ganz offenbar auch das Mitgefühl mit den unterdrückten Völkern. Sonst wäre man nicht bereit, den Kommunisten kampfflos Provinzen mit Millionen von Einwohnern in den Rachen zu werfen. Sonst wäre man nicht bereit, militärische Siege als demokratische Legitimation für den Kommunismus anzusehen.

Die Regierung Tschiang Kai-Scheks ist heute nicht viel mehr als eine Provinz- oder Exilregierung. Es wird behauptet, sie genieße keinerlei Kredit im chinesischen Volk. Nun läßt sich aber nicht so leicht feststellen, wie ein unter kommunistischer Herrschaft stehendes Volk wirklich denkt, und die Kommunisten haben noch nirgendwo das geringste Interesse bekundet, sich über diesen Punkt — etwa durch Zulassung freier Wahlen — Klarheit zu verschaffen. Immerhin sprechen gewisse Anzeichen dagegen, daß das chinesische Volk dem kommunistischen Regime ausschließlich Sympathien entgegenbringt. So besteht eine deutliche Neigung zur Massenflucht aus dem kommunistischen Paradies heraus, nicht hinein. Und es hat sogar einen Probefall — den bisher einzigen — einer Meinungsbefragung gegeben, aus der man auf die wirkliche Stimmung unter den Chinesen schließen kann. Das war die von indischen Truppen kontrollierte Befragung der chinesischen Kriegsgefangenen in Korea, die sich zu entscheiden hatten, ob sie in die kommunistisch beherrschte Heimat zurückkehren wollten oder nicht. Seitens der kommunistischen Befrager wurden alle erdenklichen Druckmittel angewandt, um diesen Test zu einer prokommunistischen Demonstration zu machen. Überdies (und unbegreiflicherweise) hatte ihnen das UN-Kommando über das Internationale Rote Kreuz die Namen und Geburtsorte der Gefangenen bekanntgegeben, so daß die Kommunisten die Familie des Befragten sicherstellen und sich an ihr rächen konnten, wenn die Entscheidung negativ ausfiel. Welcher Gewissenskonflikt dadurch in jedem einzelnen Gefangenen entstand, vermag nur der zu ermesen, der vom Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des chinesischen Familienverbandes eine Ahnung hat. Die Befragung war also von vornherein in ungeheuerlicher Weise zu Ungunsten der nichtkommunistischen Seite belastet; und nachher stellte die indische Lagerverwaltung jedem der schon Befragten, ehe sie ihn entließ, nochmals die Frage, ob seine Entscheidung nicht von der Furcht vor seinen Kameraden beeinflusst gewesen wäre und ob er nicht doch noch unter militärischem Schutz den Weg ins kommunistische Lager nehmen wolle. Trotzdem entschieden sich 70% der Gefangenen gegen die Rückkehr nach Rotchina und für eine ungewisse Zukunft, in voller Kenntnis der zu erwartenden Repressalien gegen ihre Angehörigen.

Solange ein nichtkommunistisches chinesisches Regime besteht, gibt es immer noch einen möglichen Kristallisationspunkt für Widerstand und Gegenaktion. Auch soll man die potentielle militärische Bedeutung Formosas nicht unterschätzen. Im 17. Jahrhundert haben Admiral Kochinga und seine Nachfolger 40 Jahre lang von Formosa aus das Mandschu-Reich in Atem gehalten. Chinas dreitausend Kilometer lange Küsten sind gegen amphibische Operationen nicht wirksam zu schützen, und für die Nachschublinien kommunistischer Armeen in Südostasien bedeutet Formosa eine Basis ständiger Beunruhigung. Schon durch seine bloße Existenz ist also ein nichtkommunistisches Formosa das größte Hindernis, das der restlosen kommunistischen Durchdringung Asiens entgegensteht, und es hätte unausdenkbar verhängnisvolle Folgen, wenn die nichtkommunistische Welt nun auch dieses Formosa

im Stich ließe. Zunächst würden die 12 Millionen Auslandschinesen endgültig ins kommunistische Lager überschwenken. Sehr bald würde Peking fordern, daß Malaya mit seiner mehrheitlich chinesischen Bevölkerung „heim ins Reich“ kehre. Und da es kaum 80 Jahre her ist, daß der größte Teil Hinterindiens dem Reich der Mitte tributpflichtig war, könnte der Wunsch, diese Gebiete wieder in die Obhut des großen chinesischen Reiches zu nehmen, sogar mit nationalistischen Argumenten begründet werden.

Das wären die Stationen der möglichen Entwicklung, wenn Formosa fiele, einer Entwicklung, die gegebenenfalls mit Windeseile vor sich ginge.

#### . . . und was die Anerkennung Rotchinas bedeuten würde

Der wortreiche Streit darüber, ob Rotchina anerkannt und als Repräsentant des chinesischen Volkes in die Vereinten Nationen aufgenommen werden soll, geht in allererster Linie um den Besitz von Formosa. Zu glauben, daß Peking auf die Anerkennung als solche besonderen Wert lege, ist ebenso naiv wie oberflächlich. Die bloße Anerkennung wäre im Januar 1950 auch seitens der Vereinigten Staaten durchaus erreichbar gewesen, wenn die Kommunisten es nicht vorgezogen hätten, sie durch willkürlich provozierte Zwischenfälle mit amerikanischen Diplomaten zu hintertreiben. Amerika hat sich erst nach dem Überfall auf Korea im Juni 1950 eindeutig gegen die Anerkennung Rotchinas ausgesprochen. Und wie wenig Wert Peking auf formale diplomatische Beziehungen mit den kapitalistischen Staaten legt, geht aus der verachtungsvollen Behandlung hervor, die der britischen Regierung zuteil wurde, als sie 1950 die Anerkennung Rotchinas vollzog: der britische Geschäftsträger konnte nicht über die Türhüter des Auswärtigen Amts in Peking vordringen, weil man dort die britische Anerkennung nicht anerkannte. Selbst heute, vier Jahre später, verweigert Peking den Austausch akkreditierter Botschafter, so daß sich Großbritannien mit der Entsendung eines Geschäftsträgers begnügen muß. Nein, den Kommunisten geht es hier nicht um Prestigefragen. Sondern im gleichen Augenblick, da die rotchinesische Regierung als die einzig legale anerkannt ist und China in der UNO vertritt, würde der Schutz, den die Vereinigten Staaten heute der Regierung in Taipeh gewähren, zur völkerrechtswidrigen Intervention, ja zur Aggression werden, und die übrige nichtkommunistische Welt würde alsdann noch energischer als bisher auf Amerika einwirken, Formosa raschest preiszugeben.

Neben dem politischen Streit um die Anerkennung Rotchinas tobt der ideologische, ob Mao Tse-Tung als echter, moskautreuer Kommunist oder als ein asiatisches Gegenstück zu Tito anzusehen sei. Nichts wäre wünschenswerter als dieses. Mit einer Rüstungsindustrie, die lediglich Handfeuerwaffen produziert, mit einer jährlichen Stahlproduktion von 1 Million Tonnen für ein 500-Millionen-Volk, mit einem Land ohne Öl, ohne nennenswerte andere Treibstoffe und ohne autarke Nahrungsversorgung wäre ein solcher Mao Tse-Tito ein idealer Partner, den niemand zu fürchten brauchte und mit dem sich vortrefflich Handel treiben ließe. Aber was spricht dafür, daß dieser Wunschtraum in Erfüllung gehen könnte? Mao Tse-Tung ist einer der ältesten Partisanen des Kremls. Er hat schon 1936 auf Weisung Moskaus in Sianfu die Freilassung seines Todfeindes Tschiang Kai-Schek bewirkt, weil die Sowjetunion angesichts des um jene Zeit abgeschlossenen Antikomintern-Paktes Wert darauf legte, in Asien ein Gegengewicht gegen Japan zu halten — und das konnte ihr damals nur die Regierung des Marshalls bieten, nicht die chinesischen Kommunisten. Mao Tse-Tung hat in seiner Treue zum Kreml nie geschwankt und versäumt es nie, das zu betonen. Es ist weit und breit kein Grund zu sehen, warum er gerade heute abspringen sollte, da der Kommunismus immer größere Erfolge erzielt und die „Goldfransen am Bettlermantel Asiens“, die reichen hinterindischen Gebiete winken.

Dennoch und immer noch kann der Versuch gemacht werden, die freien Reste Asiens vor dem Kommunismus zu bewahren. Dafür ist Formosa, wenn auch keine Garantie, so doch eine unerläßliche Voraussetzung. Ein direkter Angriff auf die Hauptinsel hat, solange die amerikanische Flotte bereitsteht, wenig Aussicht auf Erfolg. Aber man darf sicher sein, daß die Kommunisten kein Mittel unversucht lassen werden, Formosa in ihre Gewalt zu bekommen. Sie kennen den Preis, den es birgt.



# SINN UND UNSINN DER WAHLPROPAGANDA

*Die Frage nach „Sinn und Unsinn“ der Wahlpropaganda ist nicht nur eine Frage nach Nutzen oder Nutzlosigkeit. Sie zielt zugleich nach grundsätzlichen Problemen der politischen Lebensbedingungen, unter denen ein Volk propagandistisch bearbeitet wird, und sie ist weder mit dem Klischee der Gleichgültigkeit — „es ist sowieso alles Schwindel“ — abzutun, noch mit dem Klischee der Befriedigung darüber, daß unbeschränkte Propaganda schließlich nur ein Zeichen unbeschränkter politischer Freiheit sei (eine Befriedigung, die in Staaten mit diktatorischer Erfahrung freilich verständlich ist). Es mag für unsre Leser ebenso reizvoll sein, die Übereinstimmungen und Divergenzen der drei nachfolgenden Aufsätze festzustellen, wie es für deren Verfasser reizvoll war, das gestellte Thema zu behandeln.*

*Dr. Alfred Maleta, der Generalsekretär der Österreichischen Volkspartei, hat sich im FORVM schon bei einer früheren Gelegenheit (zur Frage des Österreichischen Rundfunks) geäußert. Dr. Benedikt Kautsky, den wir mit großem Stolz zu unsern ständigen Mitarbeitern zählen, gilt füglich als einer der repräsentativen Köpfe der österreichischen Sozialisten. Peter Dürrenmatt (nicht zu verwechseln mit dem auch in Wien bekannten Schweizer Dramatiker Friedrich Dürrenmatt) ist Chefredakteur einer der angesehensten Schweizer Zeitungen, der „Basler Nachrichten“.*

BENEDIKT KAUTSKY

## *Es gibt zweierlei Propaganda*

Demokratie heißt Mehrparteiensystem. Jede der Parteien strebt danach, neue Anhänger und womöglich die Mehrheit der Bevölkerung für sich zu gewinnen. Wenn sie das tun will, so muß sie ihr Programm und ihre aktuellen Forderungen der Bevölkerung auseinandersetzen, das heißt, sie muß Propaganda machen.

Dieses Wort hat nun freilich in den letzten Jahren und Jahrzehnten einen unangenehmen Beiklang bekommen; an die Stelle der legitimen Bemühungen demokratischer Parteien trat das Machtstreben diktatorischer Organisationen, die entschlossen waren, die einmal errungene Macht aufrechtzuerhalten. Für solche Parteien und Regierungen hat Propaganda einen völlig andern Sinn; sie muß sich in völlig andern Formen abspielen, als es die demokratischen sind.

Zum Grundzug der Demokratie gehört die Möglichkeit der freien, vor allem auch der kritischen Meinungsäußerung. Jede Partei muß in ihrer Propaganda darauf gefaßt sein, vom Gegner korrigiert zu werden. Gewiß wird sie ihre Leistungen und Forderungen in möglichst günstigem Licht erscheinen lassen; aber der Entstellung und der Lüge sind in einem demokratischen Gemeinwesen bestimmte Grenzen gesetzt, die zu überschreiten für jede Partei mit großen Gefahren verbunden ist. Nicht so in Diktaturen. Hier gibt es weder Kritik noch Korrektur, und vom Mittel der Lüge kann ungestört Gebrauch gemacht werden. Wie die Geschichte der kommunistischen und faschistischen Diktaturen zeigt, geschieht das mit solcher Intensität, daß man sich fragen muß, ob diese Lügenpropaganda nicht zum Schluß ihre eigenen Urheber überzeugt.

Obwohl sich in Demokratien die Propaganda scheinbar an die Gesamtheit der Bevölkerung richtet, darf man ihre Bedeutung für die eigene Partei nicht unterschätzen. Ein großer Teil der Wahlpropaganda hat nicht so sehr den Zweck, den Gegner wankend zu machen oder den Unentschiedenen zu gewinnen, sondern sie soll dem eigenen Anhänger ein Gefühl der Stärke verleihen und ihn dazu veranlassen, am Wahltag seine Pflicht zu tun. Er soll nicht nur selbst zur Urne gehen, sondern er soll auch in seinem engeren Kreis dahin wirken, daß nicht durch Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit kostbare Stimmen verlorengehen.

Solche Sorgen braucht sich eine Diktatur nicht zu machen, da ihr der Terror ohnedies eine 100%ige Wahlbeteiligung sichert. Ihr dient die Propaganda mehr dazu, dem Volk die Macht des Regimes vor Augen zu führen, als es von der Güte des Regimes zu überzeugen. Gewiß kommt es den Diktaturen auch darauf an, durch ein ununterbrochenes Trommelfeuer propagandistischer Mittel die Gehirne der Menschen zu verkleistern und in ihnen nicht nur jeden Widerstandswillen zu ertöten, sondern eine aktive Mitwirkung herbeizuführen. Aber sie sind anderseits immer

bestrebt, sich auf kleine Gruppen zu stützen (die Kommunisten sprechen von der „Kaderpartei“, die Nazi sprachen von der „verschworenen Gemeinschaft“). Diktatorische Parteien schwanken zwischen den Extremen, die Massen für sich zu gewinnen und die Zahl ihrer Mitglieder zu begrenzen. Unbewußt oder bewußt lassen sie sich von der Erwägung leiten, daß der Kreis ihrer wirklich zuverlässigen Anhänger niemals sehr groß sein kann, so daß ihre Propaganda eigentlich immer zwiespältiger Natur ist. Trotzdem vermögen sie mit Hilfe ihrer hochentwickelten Propagandatechnik ungeheure Massen zusammenzuballen und politische Zwecke zu erreichen. Man darf sich jedoch durch diese Erfolge nicht täuschen lassen. Sie sind weniger der Technik zuzuschreiben als den Folgen sozialer Zerfallserscheinungen. Hier läßt sich das Wort des Finanzministers Ludwigs XIV. abwandeln: „Majestät, machen Sie mir eine gute Politik, so werde ich Ihnen gute Finanzen machen.“ Die Erfolge der Nazi waren nicht das Ergebnis ihrer Propaganda, sondern ihre Propaganda konnte die von der großen Krise geschaffenen Verhältnisse ausnützen. Goebbels hat wahrscheinlich niemals so viel Energien und Ideenreichtum bewiesen, wie in den letzten Jahren des Kriegs und doch blieb seiner bis dahin anscheinend unwiderstehlichen Propaganda der Erfolg versagt, weil die Verhältnisse nicht mehr für ihn, sondern gegen ihn arbeiteten.

In den Ländern, die durch Diktaturen hindurchgegangen sind, hinterläßt jede Propaganda einen üblen Nachgeschmack. Man ist so lange mit Lügen gefüttert worden, daß man jede propagandistisch aufgemachte Behauptung für eine Unwahrheit hält. Hat man eine Zeitlang die Bedeutung der Propaganda weit überschätzt, so ist man jetzt häufig geneigt, ihre Wirkung zu unterschätzen. Freilich darf man in einer Demokratie von bombastischen Mitteln keine Wirkung erwarten, oder höchstens das Gegenteil der angestrebten. Darum ist in demokratischen Ländern die Wahlpropaganda eher nüchtern und wirkt im Vergleich zur diktatorischen Hemmungslosigkeit sogar langweilig.

Häufig wird übersehen, daß in Ländern mit fest verwurzelter Demokratie die Linien der Parteien meistens sehr deutlich gezogen sind und daß die Gruppe der unentschiedenen Wähler sich meistens auf ganz bestimmte Schichten beschränkt, die zwischen den großen Klassen der Bevölkerung stehen. Unter diesen Umständen wäre es sinnlose Vergeudung von Geld und Kraft, eine lauttönende Wahlpropaganda zu machen, der man ohnedies keinen Erfolg zutraut. Nichts ist charakteristischer dafür, als der in Österreich längst eingebürgerte Brauch, gegnerische Versammlungen nicht mehr zu besuchen oder gar zu stören. Wie ganz anders hat sich das vor 50 und 60 Jahren abgespielt, als die heute bestehenden Parteien sich zu bilden begannen und ihre Anhängerschaft erst suchen mußten. Damals wandte man sich tatsächlich an die Gesamtheit der Bevölkerung und jede Wahlversammlung, gleichgültig von welcher Partei sie einberufen wurde, gestaltete sich zu einer Stätte erbitterter Diskussionen über grund-



sätzliche Fragen und praktische Forderungen. Damals war freilich auch der Ausgang der Wahlen viel schwerer vorauszusehen als heute und die Möglichkeiten von Verschiebungen waren viel größer.

Die Zeit der Erdrutsche ist bei uns vorbei. Nur wenige Prozente der Wählerschaft wechseln die Parteien, und diesen geänderten Umständen müssen sich auch die Propagandamethoden anpassen. An die Stelle auffälliger Demonstrationen und Riesenversammlungen tritt jetzt vor allem die Propaganda von Mund zu Mund. Jeder Leiter einer Parteiorganisation, der sein Handwerk zu verstehen glaubt, beginnt am Tag nach der Wahl mit der Vorbereitung zur nächsten, indem er den Apparat der Vertrauensmänner überholt und den Propagandisten im kleinen Kreise schult.

Noch ein Umstand beeinflusst die Form der Wahlpropaganda: sie sieht in einem Land mit *Proporzsystem* ganz anders aus als in einem Land, das in *Einer-Wahlkreisen* wählt. Hier steht der *Mann* zur Wahl, dort die *Partei*. Die Frage, welches System vorzuziehen sei, ist wesentlich komplizierter als man annimmt und kann hier nicht erörtert werden. In jedem Fall aber ist die Wahlpropaganda, wenn einzelne Persönlichkeiten einander gegenüberstehen, anders geartet als dort, wo der Wähler zwischen Parteien zu entscheiden hat. Im ersten Fall wird der Kampf farbiger, unter Umständen auch angriffiger sein und stets eine persönliche Note tragen. Die wird er freilich auch in Ländern mit Proporzsystem nicht ganz entbehren; aber in erster Linie werden hier doch die Programme und die Leistungen der Parteien, nicht der Personen gegeneinander abgewogen. Es wird mit zahlenmäßig erfaßbaren Größen operiert, es geht um Steuern, um Zölle, um Arbeitslosenziffern, um Zahl und Art der gebauten Wohnungen, Straßen, Brücken und Eisenbahnen — kurzum, es geht im wesentlichen immer um Dinge, die in irgendeiner Weise mit *Geld* zu tun haben. Und wenn auch in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, so erfordern sie andererseits die Kunst des *Rechnens*. Rechnen aber ist mit leidenschaftlicher Wahlpropaganda nur schwer in Einklang zu bringen.

Wir in Österreich haben noch immer manche Formen der Wahlpropaganda aus der Zeit der Monarchie beibehalten. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß unsere Wahlkämpfe sich mehr und mehr denen der Schweiz, Hollands oder der skandinavischen Staaten angleichen werden. Das bedeutet eine Einbuße an Melodramatik, vielleicht gar einen Zusatz an „Langweile“. Beides wäre kein allzu teurer Preis für jene echte Demokratie, die immer auch Toleranz für den Gegner bedeutet.

ALFRED MALETA

### *Propaganda und Weltanschauung*

Auf den ersten Blick kommt sogar der Generalsekretär einer Partei in Versuchung, die Notwendigkeit gesteigerter Werbung vor jeweiligen Wahlgängen zu verneinen. Denn die massenpsychologische Situation von heute ist tatsächlich so, daß die traditionellen Methoden der politischen Propaganda zumindest teilweise überholt zu sein scheinen. Eine Hauptursache ist wohl die tief ins Bewußtsein eingegrabene Periode der Propagandamethoden der vergangenen nationalsozialistischen Herrschaft, die bei allen Menschen einen inneren Widerwillen gegen die schreiende Werbung für politische Ziele (Kampagne nannte man dies mit Recht, Attacke auf Nerven und nüchternes Urteilsvermögen) hinterließ. Freilich hat dies auch eine äußerst positive Seite, nämlich die absolute Immunität der Masse gegen die wesensverwandte kommunistische Propaganda. Alle im Leben von heute stehenden demokratischen Politiker (wahrscheinlich auch im Lager anderer Parteien) legen sich daher vielleicht die Frage vor, ob sie mit der phantasielosen Wiederholung einer immer gleichartigen Massenbeeinflussung nicht eine unterbewußte Abwehr gerade bei jenen hervorrufen, die sie doch eigentlich gewinnen wollen. Denn Propaganda in des Wortes Ursinn wendet sich weniger an die Scharen der Anhänger, als an die Massen der

Unwissenden und Ungläubigen. Der amtliche Sprachgebrauch der Kirche, dieser erfahrenen Massenpsychologin, verwendet daher die Bezeichnung „propaganda fidei“ fast ausschließlich für die Heidenmission, also für das Herantragen der Glaubenswahrheit an Menschen, die ihr grundsätzlich fern oder sogar reserviert gegenüberstehen. Wenn also die Gewinnung abseitsstehender Menschen für eine bestimmte Idee das oberste und wichtigste Ziel der Propaganda ist, die Propagandatätigkeit als solche also kein Selbstzweck, kein Rauschmittel des Aktivismus darstellt, dann ist die Kenntnis der psychologischen Verfassung dessen, der gewonnen werden soll, die wichtigste Voraussetzung für eine erfolgreiche Propaganda. Somit könnte man heutzutage schließen, daß die gewisse Politikmüdigkeit, ja geradezu Aufässigkeit gegen jede Partei, die in weitesten Kreisen Europas anzutreffen ist, durch die landläufigen Werbemethoden (Plakate, Spruchbänder, Rundfunk usw.) eher noch verstärkt, daß also fast das Gegenteil von dem erreicht wird, was man mit großem Aufwand an Mühe und Mitteln erreichen will. Ich nehme diesen Einwand durchaus ernst und bin der Meinung, daß er von jedem Verantwortlichen für politische Propaganda berücksichtigt werden sollte.

Dennoch kann ich sowohl aus Erfahrung wie aus Überlegung der Propaganda ein gewisses Recht, ja sogar eine Notwendigkeit nicht absprechen. Hiefür sind meiner Meinung nach mehrere Gründe ins Treffen zu führen, die grundsätzlich für alle Parteien in einem demokratischen Staat Gültigkeit haben:

Da ist zunächst einmal die simple Erkenntnis, daß jede Wahl einen Wettbewerb zwischen verschiedenen Kandidaten und Parteien darstellt. Was nun der eine unterläßt, tut mit Sicherheit der andere. Gewiß, man kann die größten Auswüchse der Verunglimpfung vermeiden. Man kann aus einer allseitigen Selbsterkenntnis heraus stillschweigend von bombastischen und protzigen Wahlmanövern absehen, die mit der skeptischen Bemerkung quittiert werden: „Die müssen aber im Geld schwimmen“. Aber man kann bei bestem Willen ein starkes, augenfälliges und repräsentatives Hervortreten in der Öffentlichkeit eben doch nicht vermeiden. Sogar karitative Maßnahmen wie z. B. die Wohnungsaktion der Wiener ÖVP, die als sinnvoller Ersatz für eine kostspielige Papierpropaganda durchgeführt werden, müssen eben doch auf irgendeine Weise der Öffentlichkeit bekanntgemacht werden. Man darf hiebei auch die Logik der Massen nicht überschätzen. Wie eine aufdringliche Propaganda Mißfallen erweckt, so schließlich auch eine allzu mauerblümchenhafte, weil hiedurch der Eindruck der Schwäche, der Selbstpreisgabe, des bereits vor der Wahl Geschlagenseins entsteht. Der schwankende Wähler rückversichert sich aber lieber beim Starken als beim Schwachen. Kurzum: solange es politische Gruppen gibt, die ihre Existenz vor Wahlen manifestieren, sind alle übrigen eben auch gezwungen, sichtbar auf den Plan zu treten. (Über das „Wie“ läßt sich freilich noch allerhand sagen.)

Diese Feststellung leitet zugleich über zum zweiten Grund, den ich für die Wahlpropaganda ins Treffen führen möchte. Gewiß ist die beste Propaganda für eine Partei die sachliche und konkrete Leistung ihrer Mandatäre und Funktionäre in der Zeit zwischen den Wahlen. Und es wäre sträflich, die dauernde Information durch Presse und mündliche Weitergabe zu vernachlässigen, um alles nur auf ein paar Wochen vor dem Urnengang zu konzentrieren. („Sie fürchten nur die Wahl und nicht die Wähler“, sagte Erich Kästner einmal in einem sarkastischen Gedicht über die „Volksvertreter“.) Aber es ist eben ein offenes Geheimnis, daß die meisten Menschen besonders heute die laufenden Geschäfte der Politik (vor allem in ihrem sachlichen und für gewisse illustrierte Skandalhyänen nicht auswertbaren Bereich) nur mit sehr geringer Anteilnahme verfolgen. Man muß also vor solchen Entscheidungen dem Wähler schon die Ergebnisse der vergangenen Periode und die daraus zu folgernden Grundsätze und Ziele für die kommende in einer entsprechend eindringlichen Zusammenfassung zur Kenntnis bringen. Das Studium der Exportbilanz



bringt wohl einem kleinen Kreis von Wirtschaftskennern Argumente für ihre Wahlentscheidung, den auf diesem Gebiet weniger interessierten Mitbürger müssen jedoch die diesbezüglichen Resultate schon in einer graphisch oder wörtlich handgreiflicheren Form klargelegt werden. Deshalb kann keine Partei, vor allem dann nicht, wenn sie wirkliche Leistungen vorzuweisen hat, auf Plakate, Werbereden und Werbesendungen verzichten.

Ein dritter Gedanke schließlich, den ich nicht als Parteimann, sondern als Demokrat und Staatsbürger äußern möchte: Wir Politiker sämtlich, alle Menschen also, die sich von irgendeiner demokratischen Seite her mit den öffentlichen und staatsbürgerlichen Angelegenheiten beschäftigen, sind der Gefahr ausgesetzt, im heutigen öffentlichen Leben überhaupt nicht mehr zu Worte zu kommen. Mancher wird hier unglaublich den Kopf schütteln oder bitter bemerken, daß dies nicht einmal ein Schaden sei. Aber auch er dürfte, wenn er noch einen Funken Vernunft bewahrt hat, doch nachdenklich werden, wenn er etwa hört, daß erst jüngst in London irgendein ausländischer Schlagersänger bei seinem Eintreffen viel mehr Publikum anzog, als der gleichzeitig anwesende, für die Weltpolitik verantwortliche amerikanische Außenminister. Ich gönne unseren Fußballern wie unseren Filmstars jede — in Wirklichkeit recht anstrengende — Popularität, aber ich meine eben doch, daß es Schicksals- und Entscheidungsstunden über Sein und Nichtsein, Krieg und Frieden gibt, in denen es nicht ganz belanglos ist, wer im Parlament und in der Regierung sitzt. Wenn also in solchen Wahlkampfzeiten durch einen deutlichen und lauten Hinweis auf die bevorstehende Entscheidung das Interesse des von allen möglichen Bereichen okkupierten Mitbürgers auch einmal ausnahmsweise auf die öffentlichen Körperschaften gelenkt wird, in denen schließlich über sein ureigenstes Wohl und Wehe gut oder schlecht befunden werden muß, so scheint mir diese „Störung“ von einer höheren staatsbürgerlichen Werte her nicht nur verzeihlich, sondern sogar heilsam zu sein.

Es ist selbstverständlich — und nun spreche ich wieder vom Standpunkt meiner Partei aus —, daß die Art einer solchen Wahlpropaganda den unverkennbaren Stempel derer trägt, die das Gesicht einer politischen Gruppe bestimmen. Für die Österreichische Volkspartei sind hier zwei oberste Grundsätze maßgebend, die über allen propagandistischen Zwecküberlegungen stehen müssen.

Das sind einmal die durch das natürliche und christlich verstandene Sittengesetz gezogenen Grenzen, die wir uns selbst gesteckt haben, vor allem was die Kritik am Gegner, die Ausschachtung privater Bereiche und die äußere Form der Darstellung anlangt. Vielleicht sind wir in puncto Skrupellosigkeit, Flegelei und Indiskretion damit nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Wir können jedenfalls nicht anders, weil wir an die Richtlinien unserer alleinigen Auftraggeber, der christlichen und bewußt humanistischen Wähler gebunden sind. Wir wollen hier auch gar nicht in eine Konkurrenz nach unten treten.

Das zweite Nein zu gewissen Formen der Propaganda sagen wir ebenfalls sowohl aus Überzeugung wie auch aus praktischer Vernunft: Wir sind gegen eine haltlose Lizitierung durch Versprechungen, von denen sämtliche Beteiligten von vornherein wissen, daß sie nicht erfüllbar sind. Bei den Schichten des Volkes, die wir über den Rahmen unserer Parteimitglieder und engeren Gesinnungsfreunde hinaus ansprechen wollen, setzen wir von vornherein ein gutes Gedächtnis und eine Fähigkeit zur nüchternen Kritik voraus. Wir wissen, daß wir einen vorübergehenden Erfolg durch unseriöse Versprechungen bei einem nächsten Wahlgang um so bitterer zu büßen hätten.

Und noch ein letztes: Alle denkenden Politiker sämtlicher Parteien sind sich dessen wohl bewußt, daß das Kennzeichen vor allem der jungen und nicht der schlechtesten Menschen unserer Tage ein waches Mißtrauen gegen jede Versprechung und jeden Trommelton ist. Es wäre nun aber falsch, daraus den Schluß zu ziehen, dieser Wählerschaft von Realisten und vorgeblichen

Materialisten nur mit schmucklosen materiellen Argumenten zu kommen und die vielgeschmähten und belächelten weltanschaulichen Grundlagen, die jede ernst zu nehmende Partei haben muß, mit einer großartigen Handbewegung für abgetan zu erklären. Wer so denkt, verkennet die tiefste, unausgesprochene Sehnsucht der Menschen von heute, die ich trotz allem für aufnahmebereiter und begeisterungsfähiger denn je halte. Ein Appell an die weltanschaulich bedingten Werte, vor allem an jene der wohlverstandenen Freiheit in der metaphysisch-religiösen Bindung findet weniger taube Ohren als man glaubt. Er kann natürlich nicht in der Form abgelebter Phrasen und schon gar nicht von Menschen, die diesen Forderungen im eigenen Handeln widersprechen, vorgetragen werden. Kein Propagandist möge sich darüber täuschen: Gerade wir Österreicher, die die großen Gesten nicht lieben, haben einen sicheren Sinn für wirkliche Gesinnungswerte auch bei Wahlentscheidungen, besonders dann, wenn sie nicht aufdringlich und pharisäisch als Parademantel getragen werden.

Es gibt viele Macchiavellisten in der heutigen öffentlichen Meinung, die behaupten, der mache die beste Wahlpropaganda, der die Menschen für möglichst dumm hält und an ihre niedrigsten Instinkte appelliert.

Aus Überlegung wie auch aus Erfahrung wage ich, das Gegenteil zu behaupten.

PETER DÜRRENMATT

### *Eine Frage des politischen Klimas*

Anläßlich einer Diskussion über den Nervenkrieg, an der der Schreibende vor einigen Jahren teilnahm, äußerten verschiedene Teilnehmer Zweifel am Sinne des großen propagandistischen Aufwandes, den dieser Nervenkrieg verschlinge. Ihnen entgegnete ein Engländer, diese Auseinandersetzung mit den Waffen der Propaganda sei trotzdem notwendig. Der Propagandakrieg, so sagte er, habe hüben und drüben, im westlichen wie im östlichen Lager, seinen guten Sinn; er sei auf den Geist und die Seelen der sogenannten „unentwickelten Völker“ berechnet; jedes der beiden großen Lager trachte danach, diese „Unentwickelten“ zu sich hinüber zu ziehen und so das eigene Gewicht ausschlaggebend zu vergrößern. Was deshalb dem abgebrühten und skeptisch gewordenen Bürger eines westlichen Staates als überflüssige und kostspielige Mache vorkommen möge, weise in den weltweiten Zusammenhängen der heutigen Auseinandersetzung auf eine tiefere Notwendigkeit hin.

Dieser Hinweis auf die „unentwickelten Völker“ kennzeichnet wohl etwas Wesentliches aller Propaganda. Nach der Definition eines amerikanischen Reklamefachmannes soll es der Zweck der Propaganda sein, die Menschen dahin zu bringen, Dinge zu kaufen, die sie eigentlich gar nicht anschaffen wollten. Propaganda begnügt sich demnach nicht damit, irgendeine neue Ware bekanntzumachen und anzupreisen, sondern sie will die unentwickelte Kauflust der Menge anregen, um auf diese Weise den wirtschaftlichen Kreislauf in Bewegung zu halten.

Politische Propaganda erstrebt etwas Ähnliches, aber unter andern Voraussetzungen. Sie will bei einem bestimmten Anlaß, bei einer Wahl oder einer Volksabstimmung, die Wählerschaft für die oder jene politische Auffassung gewinnen. Dabei findet sie für ihr Tun freilich nicht einfach Neuland vor. Mit andern Worten: Die Wählerschaft, an die sie sich wendet, stand auch zuvor, in den Zeiten, da weder Wahlen noch Abstimmungen stattfanden, unter einem bestimmten politischen, propagandistischen Einfluß. Diese Wählerschaft liest Zeitungen, sie hört vielleicht politische Diskussionen am Radio an, sie besucht Versammlungen und was dergleichen mehr ist. Beim Beginn eines Wahl- oder Abstimmungskampfes ist sie also in einem gewissen Sinne bereits „präpariert“. Auf sie, auf die Summe jener Bürger, die ihre politische Meinung fortlaufend bilden, kommt es denn auch im Abstimmungs- oder Wahlkampf nicht so sehr an.



Die Parteien finden auch da die propagandistisch interessante Schicht unter den „Unentwickelten“ vor, das heißt, unter der Masse der parteipolitisch nicht Festgelegten und der politisch Gleichgültigen. Die Propaganda soll sie veranlassen, gewissermaßen gegen ihren Willen eine politische Handlung zu vollziehen, zur Urne zu schreiten und zu wählen oder zu stimmen.

Politische Propaganda hat demnach zunächst einfach den Sinn, Wählermassen zu mobilisieren. Es gibt heute Länder, wie England oder die skandinavischen Staaten, in mancher Hinsicht aber auch die Schweiz (die deshalb eine Sonderstellung einnimmt, weil in der schweizerischen Innenpolitik die *Volksabstimmung* über irgendeine Vorlage oft wichtiger ist als die Wahl), in denen sich die Wahlpropaganda vornehmlich darauf spezialisiert, die in den letzten Jahren immer kleiner gewordene Zwischenschicht jener Wähler, die zwar politisch einigermaßen interessiert, parteipolitisch aber nicht festgelegt ist, zu gewinnen. Man hat beispielsweise in den letzten Unterhauswahlen in England festgestellt, daß die Konservativen und die Labourpartei über einen fast gleich großen Grundstock von mehreren Millionen Wählern verfügen, der als sozusagen unveränderlich bezeichnet werden kann. Diese „festen“ Anhänger des einen und andern Lagers reagieren auf politische Propaganda kaum mehr; sie haben ihre Überzeugung und denken nicht daran, sie zu ändern. Zwischen diesen Blöcken soll die Schicht der Fluktuierenden, nicht Festgelegten, etwa anderthalb Millionen Stimmbürger umfassen. In jedem Wahlkampf geht es also in England darum, diese anderthalb Millionen noch einer Überlegung zugänglichen und deshalb noch frei entscheidenden Wähler auf die eine oder andere Seite hinüberzuziehen. So wie diese Schicht stimmt, werden hernach die Wahlen ausfallen.

Schwieriger als dieses Unterfangen, die frei Entscheidenden zu gewinnen, wie es für England typisch sein soll, ist es, mit politischer Propaganda an jene Stimmbürger heranzukommen, die die Politik satt haben und den „Ohne-mich“-Standpunkt einnehmen. Diese Spezies ist heute in allen europäischen Staaten vorhanden, freilich nicht überall gleich stark. Ihr Nein zur Politik führt leicht die Propaganda in Versuchung, einseitig zu hämmern auf Kosten der Argumente. Damit wiederum wird dann oft das Gegenteil von dem erreicht, was erreicht werden sollte: Die Umworbenen fühlen sich erst recht abgestoßen und verhärten sich noch mehr. Politische Propaganda wird hier zum Unsinn, mindestens zum hohl klingenden Lärm; sie müht sich umsonst, die politischen Instinkte jener Attentisten zu wecken. Diese Feststellung weist uns zugleich auf eine spezielle Seite aller politischen Propaganda hin: In einer sinnvollen Weise ist sie nur dort möglich, wo ein politisches Klima herrscht. Politische Propaganda vermag viel, aber eines vermag sie nie: die Atmosphäre zu erzeugen, die sie nötig hat, um zu gedeihen.

Um zurückzukommen auf den Zweck: Politische Propaganda ist vor allem auch von Vorteil für die Parteien, die sie betreiben. Jede Partei, die sich anläßlich einer Wahl mit propagandistischem Material an die Stimmbürger heranmacht, muß Farbe bekennen. Sie wird, indem sie dieses Material konzipiert, gezwungen, sich zu fragen, was sie nun eigentlich anzubieten und zu fordern habe. Das „Wie sage ich es meinem Kinde?“ wird wohl oder übel zum geistigen Problem. Denn auch da geht es um eine alte Wahrheit: Es wird auf die Dauer nie gelingen, mit der besten Propaganda den Menschen eine schlechte Ware anzudrehen. So wird an diesem Punkte die Nahtstelle sichtbar zwischen politischer Propaganda und politischer Wirklichkeit. „Wahltag ist Zahltag“, sagt man in der Schweiz, und wenn an diesem Zahltag die Lohntüte leer ist, das heißt, wenn die Parteien keine Leistungen aufzuweisen haben, so werden ihre Wahlschlager Schall und Rauch sein und nicht verfangen.

Wir neigen folglich der Meinung zu, verlogene Wahlpropaganda mache sich nie bezahlt, weil sie zu leicht zu entlarven ist. Man wird vielleicht einwenden, das Aufkommen des Nationalsozialismus und die propagandistischen Erfolge Josef Göbbels' bewiesen das

Gegenteil, daß nämlich durch raffinierte Propaganda ein ganzes Volk irregeleitet werden könne. Das Beispiel ist so bestechend, wie es falsch ist. Die Kurve des politischen Erfolges des Nationalsozialismus deckt sich nicht mit der seines propagandistischen: Hitler kam durch das Versagen der verschiedensten politischen Kräfte in einem Augenblick zur Macht, da seine Wahlpropaganda in ihren Wirkungen auf die Wähler nachzulassen begann. Die Mehrheit dieser Wähler hatte er überhaupt nie gewonnen.

Eine abschließende Bemerkung: Wesen und Formen der politischen Propaganda sind in jedem Volk verschieden. Die Amerikaner sind andern und stärkeren Tabak gewöhnt als wir in Europa, und Länder mit einem Zweiparteiensystem betreiben die Propaganda anders als solche mit mehreren Parteien. Dazu kommen die Unterschiede des nationalen Temperamentes. Eines aber bleibt maßgebend für alle: sinnvolle und gesunde politische Propaganda wird stets beide Elemente enthalten, das Hämmern und das Überzeugen. Mehr noch: der Bürger, der sich dem Walten der politischen Propaganda ausgesetzt sieht, wird gut daran tun, sein kühles Blut zu bewahren und mit einiger Reserviertheit zu beobachten, ob nicht gerade in der Art und Weise, wie eine Partei für sich Propaganda macht, zu erkennen ist, ob sie selbstsicher ist oder nicht. Ich denke, wenn ich das sage, etwa daran, was für eine geistig-politische Verlegenheit sich hinter dem Wahlplakat der deutschen Sozialdemokratie im Wahlkampf vom September 1953 verbarg, das dem Wähler, der gewonnen werden sollte, nichts anderes zu bieten hatte als das Porträt des verstorbenen bedeutenden Parteiführers Schumacher; diese Werbung für den Toten sprach Bände, aber sie machte keine Reklame, und der Erfolg war auch dementsprechend. Umgekehrt gibt es in der schweizerischen Abstimmungsgeschichte der letzten Jahre interessante Beispiele dafür, wie ein wirkungsvoller und überzeugender politischer Slogan durchzuschlagen vermag. Nicht weil er „demagogisch“ war, sondern weil sich eben ein zügiger Wahlschlager stets nur finden läßt, wenn er gewissermaßen die vereinfachende Verdichtung einer weitverbreiteten Überzeugung darstellt.

Politische Propaganda, so möchte man sagen, hat ihren guten Sinn, wo die Politik als sinnvoll empfunden wird, und sie wird hohl, wo die Politik selbst hohl geworden ist.

## GRILLPARZER ÜBER DIE „VOLKSOPPOSITION“

*Die Macht ist's, was sie wollen.  
Mag sein, daß diese Spaltung im Beginn  
Nur mißverstanden Satzungen des Glaubens,  
Jetzt hat sie gierig in sich eingesogen,  
Was Unerlaubtes sonst die Welt bewegt.  
Der Reichsfürst will sich lösen von dem Reich,  
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürsten;  
Den gibt die Not, die Tochter der Verschwendung,  
Drauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,  
Der allen Wert abwägt nach Goldgewicht.  
Der dehnt sich breit und hört mit Spotteslächeln  
Von Toren reden, die man Helden nennt,  
Bis endlich aus der untersten der Tiefen  
Ein Scheusal aufsteigt, gräßlich anzusehn,  
Mit breiten Schultern, weitgespaltnem Mund,  
Nach allem lüstern und durch nichts zu füllen.  
Das ist die Hefe, die den Tag gewinnt,  
Nur um den Tag am Abend zu verlieren . . .  
Aus eignem Schoß ringt los sich der Barbar,  
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,  
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche  
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,  
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,  
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig.*

(„Ein Bruderzwist in Habsburg“)



# ANTWORT AN DIE RUNDFUNK-KRITIKER

„Skandal im Österreichischen Rundfunk . . . 21 Direktoren . . . Verschlechterung des Programms durch den Proporz . . . Erhöhung der ohnedies reichlich hohen Radiogegebühr . . .“ — solche und ähnliche Schlagzeilen bekam man in den letzten Wochen von der Presse vorgesetzt. Was geht nun im Österreichischen Rundfunk wirklich vor?

Im Vormonat habe ich bei einer Pressekonferenz im Künstlerhaus meine neuen Mitarbeiter vorgestellt und habe ihre Namen, ihre Aufgaben und die Gründe für ihre Berufung den Pressevertretern in einem schriftlichen Elaborat zur Kenntnis gebracht. Meine Ausführungen wurden aber in einem Teil der Presse entstellt wiedergegeben und heftig attackiert. Denn der Rundfunk stellt offenbar noch immer ein ebenso billiges wie wirksames Angriffsobjekt dar, und unter seinen Millionen Hörern finden sich stets genug Unzufriedene, die, wenn ihnen nicht just das gewünschte Programm serviert wird, den Leuten vom Radio entweder Unfähigkeit oder böse Absicht unterschieben. Der Rundfunk kann sich ja auch nicht wehren. Er ist (wenigstens in Europa) kein Partei- oder Weltanschauungsgegner, sondern ein Monopolunternehmen, das für alle da ist, und muß es sich ebenso wie andere gemeinnützige Institutionen, etwa die Bundesbahn oder die Post gefallen lassen, mit Recht oder Unrecht angegriffen zu werden.

Hat der Österreichische Rundfunk zu viel Angestellte? In ganz Österreich werden es wohl an die tausend sein, die ständigen Orchester eingeschlossen. Damit steht der Österreichische Rundfunk hinter allen europäischen Stationen und Gesellschaften zurück. Man muß ihn nicht erst mit der BBC und ihren dreizehntausend Angestellten vergleichen. Die deutschen, die französischen und italienischen Stationen genügen, auch die kleineren von ihnen, sofern sie mehr als ein Programm bringen und mehrere komplette Studios zu betreiben haben (es brauchen nicht gleich sieben zu sein, wie bei uns). Und von den materiellen Bedingungen, unter denen die Angestellten des Österreichischen Rundfunks arbeiten, wollen wir lieber gar nicht reden.

Dann sollte man also keine einundzwanzig Direktoren ernennen? Nun: diese Ziffer ist tatsächlich aus der Luft gegriffen. Die Programmdirektion des Österreichischen Rundfunks wurde um insgesamt acht Mitglieder

erweitert, einfach, weil es einem einzigen Verantwortlichen unmöglich ist, drei Programme und den Aufbau eines vierten (des Kurzwellendienstes) zu organisieren, zu koordinieren, bis zur Einzelsendung zu überwachen und dann noch mit halbwegs freiem Kopf zu planen. Ich habe das nunmehr ein Jahr hindurch mit einem ganz kleinen Stab von Getreuen gewagt, und ein oder das andere Mal mag der Ritt über den Bodensee gelingen; aber ein dauerndes Verkehrsmittel ist so ein zugefrorener See bestimmt nicht. Wenn jedes der drei (bzw. vier) Programme ein eigenes Gesicht gewinnen soll, dann muß auch jedes eine verantwortliche Leitung haben.

Das wären aber erst vier! wird die angriffslustige Kritik einwenden. Wozu acht? Wozu dann in jedem Programm dieser zweite Mann, wenn nicht als Aufpasser und Parteispitzel streng nach dem Proporz? Acht Leiter kosten Geld, und dieses Geld wird natürlich dem Programm entzogen . . . In Wahrheit verhält es sich so, daß von den acht Herren fünf aus dem Österreichischen Rundfunk kommen, und bei den drei anderen handelt es sich um alte, jahrelang erprobte freie Mitarbeiter, die früher an Honoraren mehr verdient haben, als sie heute an Gehältern beziehen. Sie kosten weniger als die halbe Übertragungsgebühr eines öffentlichen Symphoniekonzertes.

Der Weg, den andere Stationen gehen, ist uns durch akuten Geldmangel ohnedies versperrt. Andere Stationen nämlich spezialisieren ihre Programmproduktion bis ins letzte Detail. So setzt für den Schulfunk die BBC fünfhundert Angestellte ein, der Nordwestdeutsche Rundfunk ein eigenes Gebäude — im Österreichischen Rundfunk bearbeiten fünf Leute, die Schreibkräfte mitgezählt, eine gleiche Anzahl von Sendungen. Für die Musiksendungen von einem und einem halben Tagesprogramm zählt eine große deutsche Station siebenundfünfzig hauptamtliche Mitarbeiter — Radio Wien zwölf, die Länderstudios behelfen sich mit zwei bis drei. Das Nachtstudio einer anderen deutschen Station, eine Stunde wöchentlich, wird von drei Leuten redigiert, die keine andere Aufgabe haben als dieses einstündige Programm. In Österreich gelten dergleichen Programme als Nebensachen, die gemeinsam mit anderen Programmpunkten betreut werden.

Nichts liegt mir ferner, als auf weitgehende Spezialisierung loszusteuern und auf die damit verbundene bürokratische Aufgliederung. Wenn ich mir sechs erfahrene Persönlichkeiten ausgesucht habe — sie wurden mir keineswegs „aufgezwungen“, auch nicht

nach dem Proporz —, so geschah das aus sachlicher Notwendigkeit: damit sie mit ihrer Erfahrung und ihrer unverbrauchten Fachkenntnis endlich darangehen, die Produktion der einzelnen Programmnummern schärfer zu kontrollieren und besser durchzuarbeiten, damit sie zusammen mit den schon eingespielten Kräften neue Wege finden und, kurzum, bessere Leistungen bewirken — auch wenn das manchen Leuten nicht in den Kram paßt, weil sie sich dadurch in ihrem Trott gestört fühlen. Daß diese neuen Mitarbeiter eine Weltanschauung haben oder einer Partei angehören — wen berechtigt das, sogleich von Proporz zu schreien? Der Proporz ist in Österreich aus vielen Gründen zu einem Staatsproblem geworden: aus der kleinlichen Gesinnung mancher Parteisekretäre, aus dem Mangel an Mut und Entschlußkraft, aus dem Mißtrauen der Parteibürokraten gegen jede fachliche Fähigkeit, aus der engen Gesinnung jener, die nicht wahrhaben wollen, daß der Fachmann, auch wenn er keine besonderen politischen Verdienste hat, seiner Partei auf die Dauer mehr nützt als der noch so linientreue Nichtskönner. Unsere Demokratie wird den bürokratischen Proporz überwinden müssen oder sie wird an ihm scheitern. Aber gegen den Proporz kann wieder nur jener ehrlich kämpfen, dem es wirklich um die Demokratisierung der Demokratie zu tun ist. Von Leuten, die einer totalen Diktatur nachtrauern oder eine neue herbeiwünschen, nehmen wir keine Belehrungen entgegen.

Bleibt der Vorwurf der „Unfähigkeit“ dieser angeblich aus Proporzgründen herangezogenen Mitarbeiter. Nun, ein Dichter und rundfunkerprobter Literatur-Experte wie Dr. Ernst Schönwiese, ein seit mehr als zwanzig Jahren im österreichischen Rundfunk (Sender Innsbruck) tätiger Programmgestalter wie Dr. Artur Schuschnigg, ein so angesehener Publizist und Kenner des ausländischen Geisteslebens wie Friedrich Hansen-Loeve, dazu der als Programmleiter von Radio Klagenfurt längst bewährte Karl Lackner und die beiden seit Jahr und Tag im Wiener Sender tätigen Herren Hubert Haßlinger und Dr. Alexander Giese —: sie alle werden diese kindischen und böartigen Vorwürfe ertragen und ertragen müssen. Das gehört nun einmal zum Schicksal derer, die im Rundfunk auf verantwortlichem Posten stehen.

Freilich sind wir an diesem Schicksal nicht ganz unschuldig. Wir sprechen zu wenig von unserer Arbeit und unseren Problemen, wir geben auch den echten Kritikern, die wir im Grunde als Mitarbeiter betrachten, zu wenig Gelegenheit, hinter die Kulissen zu sehen, wir verschanzen uns aus manch böser Erfahrung hinter einer allzu billigen Anonymität, — und wundern uns dann, wenn uns auch jene mißverstehen, die guten Willens sind.

Diesen wildgewachsenen Zaun aus Mißverständnissen und verhängnisvoller Ängstlichkeit gilt es zu durchbrechen. Das vor allem war der Zweck meiner Replik.

Prof. Dr. RUDOLF HENZ, der 1953 mit dem Literatur-Staatspreis ausgezeichnet wurde und dessen Drama „Die letzte Entscheidung“ derzeit auf dem Spielplan des Burgtheaters steht, ist Programmleiter des Österreichischen Rundfunks.



## SARTRE ODER DIE EHRBARE KOEXISTENZ

ZUR WIENER AFFÄRE UM DIE „SCHMUTZIGEN HÄNDE“

Die rechtliche Seite des Falles ist klar. Wäre sie es nicht, hätte auch nur die geringste Unklarheit bestanden und damit die Möglichkeit, eine Aufführung der „Schmutzigen Hände“ zu unterbinden — es wäre von einer solchen Möglichkeit ganz bestimmt Gebrauch gemacht worden. Offenbar gab es keine. Sondern es gab einen rechtsgültigen Vertrag zwischen dem Volkstheater und dem Bühnenvertrieb, der die Aufführungsrechte des Stücks verwaltet, seit sechs Jahren schon, obgleich Jean Paul Sartre seit mindestens zwei Jahren die „Schmutzigen Hände“ nicht aufgeführt wissen will, gegen geplante Aufführungen (wie die des „Parking-Theaters“) persönlich eingeschritten ist, und auch sonst alles tut, um seinen Standpunkt zu erhärten. Warum der regsame Existentialdramatiker gerade seinen Theateragenten immer noch schalten und walten läßt, statt ihm das Schicksal des Hinaus-Geworfenseins zu bereiten, ist unerklärlich, und die legalistischen Formalitäten, auf die er bei seiner Wiener Pressekonferenz hinwies, sind keine Erklärung. Die wäre wohl eher darin zu suchen, daß es bis in die jüngste Vergangenheit zu zeitweiligen Reibungen zwischen Sartre und der Kommunistischen Partei kommen konnte, und tatsächlich wurden die Aufführungsrechte just in einem solchen Zeitpunkt an das Volkstheater vergeben. (Ob Sartre ihre Vergebung begünstigt hat, wird sich schwer feststellen lassen; behindert hat er sie nicht — das ging aus einem Pressebulletin des Europa-Verlags eindeutig hervor.)

Indessen ist zwischen Jean Paul Sartre und den Kommunisten eine Einigung erfolgt, die allem Anschein nach auf festerer Basis ruht als zuvor und die durch eine Reise in die Sowjetunion noch weiter gefestigt wurde. In Wien war es denn auch der kommunistische „Weltfriedensrat“, der Sartres Protestaktion aufzog — freilich ohne als Aufzieher hervorzutreten: die Eilbriefe, die zu Sartres Pressekonferenz ins Hotel Sacher luden, entbehrten jeglicher Absenderadresse. Bei der Konferenz selbst ließ sich die vornehme Anonymität nicht mehr wahren. Sartres Auftreten vollzog sich inmitten kommunistischer Funktionäre und Parteijournalisten, die auch der kommunistischen Dolmetscherin hilfreich beisprangen, wenn sie nicht gleich das Richtige oder das Vorteilhafte zu treffen wußte. Als Sartre z. B. in der Beantwortung einer ausnehmend vernünftigen Frage, die ihm der Vertreter des wallstreetfaschistischen Rot-Weiß-Rot-Senders gestellt hatte, sich kollegial an seinen „confrère“ wandte, und als die Dolmetscherin vor einer entsprechend höflichen Übersetzung dieses höflichen Ausdrucks sichtlich zurückschrak, wurde sie durch Zuruf belehrt, daß confrère mit „Fragesteller“ zu verdeutschen sei. (Die Belehrung erfolgte allerdings durch

den Theaterkritiker des „Abend“, welcher die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrscht.)

Aber dergleichen Kinkerlitzchen konnten dem Gesamteindruck nichts anhaben. Wir dürfen nicht länger daran zweifeln, daß Jean Paul Sartre mit aller ihm zu Gebote stehenden Vorbehaltslosigkeit seinen Platz an der Seite der Kommunisten bezogen hat, daß er die Sache des Friedens nach sowjetimperialistischem Konzept zu fördern gedenkt, und daß ihm die „Schmutzigen Hände“ in dieses Konzept nicht passen. Er wünscht nun endgültig keine weiteren Aufführungen des Stücks, besonders nicht an so „neuralgischen Punkten“ wie Wien und Berlin. Die prekäre Unterscheidung zwischen „nicht“ und „besonders nicht“ gehört noch zum überalterten Gerümpel seiner formalistischen Logik; sicherlich wird er sie sich abgewöhnen, sobald man ihm erst beigebracht hat, daß *alle* Punkte jenseits des kommunistischen Machtbereichs neuralgisch sind, nicht nur Wien und Berlin. Im übrigen ließ er nichts darüber verlauten, an welchen andern Punkten das Stück vielleicht aufgeführt werden dürfte. Mit einer Aufführung in Moskau, so erklärte er auf Befragen, wäre er hingegen einverstanden, aber da fehlt es nun wieder am Einverständnis Moskaus, wo man den „Schmutzigen Händen“ — in verwirrender Übereinstimmung mit der reaktionären Hetzpropaganda — eine gewisse antikommunistische Deutbarkeit nicht gänzlich abzuspüren scheint, obgleich der Autor ausdrücklich angibt, daß sein Stück niemals antikommunistisch gemeint, sondern nur von der bürgerlichen Presse so interpretiert worden sei. Auch gegen Änderungen, die man in Moskau etwa vornehmen würde, hätte er nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Änderungen, die der Direktor (und Regisseur) des Volkstheaters vorgenommen hatte, um dem Autor zuliebe die antikommunistische Tendenz des Stücks zu mildern. Er wünsche keine Änderungen, betonte Sartre, er wünsche, daß das Stück so, wie es ist, unaufgeführt bleibe. Er desavouiere es nicht, er distanzieren sich nur davon. Das Kind soll ihm nie wieder unter die Augen kommen, aber es muß dazu den blauen Matrosenanzug tragen, den er ihm gekauft hat.

\*

Wenn das überhaupt etwas heißen soll, dann kann es nur heißen, daß Sartre die „Schmutzigen Hände“ in ihrer damaligen Form als adäquaten Ausdruck seines damaligen Standpunkts ansieht und lediglich befürchtet, daß man seinen damaligen Standpunkt auch für seinen heutigen halten könnte. Diese Befürchtung ist verständlich und berechtigt. Sie ließe sich jedoch durch mancherlei andre Maßnahmen aus der Welt schaffen

als durch die drastische, die Sartre zu ergreifen strebt; z. B. durch einen Vermerk auf den Plakaten und Programmen, oder indem der Abendregisseur vor den Vorhang tritt und dem Publikum von der Umdisposition des Autors Mitteilung macht. Damit wäre allen Mißverständnissen vorgebeugt und das Publikum könnte selbst entscheiden, welchen der beiden Standpunkte des Autors es teilt. Die Untauglichkeit, ja Widersinnigkeit eines Aufführungsverbots wird schon daran offenbar, daß die Buchausgabe der „Schmutzigen Hände“ nicht nur im Handel geblieben ist, sondern mit keinem wie immer gearteten Vermerk der angedeuteten Art versehen wurde. Und was Sartre gegen die „Schmutzigen Hände“ unternehmen würde, wenn sie überhaupt nur als Buch und in Form eines erfolgreichen Romans vorläge, ist vollends nicht zu entdecken. Der ganze Aufwand und das ganze Aufgebot moralischer, ideologischer und juristischer Spitzfindigkeit reduziert sich also auf die simple Tatsache, daß Jean Paul Sartre den Kommunisten um keinen Preis unangenehm werden will.

\*

Nun, er ist weiß Gott nicht der einzige, der diesem Bestreben obliegt: viele feine Herrschaften tun dasselbe, und man möchte es gar nicht glauben. Aber Jean Paul Sartre ist einer der wenigen, die es zugeben, ist keiner von jenen, die in ihren prokommunistischen Bekenntnissen immer schon den Raum für das nachfolgende Dementi ausgespart halten und im Dementi immer schon den Raum für ein neues Bekenntnis. Er hat nichts von der schwammigen Verlogenheit des bürgerlichen Rückversicherers, der sich unter Berufung auf die von ihm durchschaute Dekadenz des Bürgertums bei den Kommunisten lieb Kind macht (oder lieb Greis), der aber, wenn man ihn beim Ausfertigen der Rückversicherungspolizze erwischt, sich flugs wieder auf seine Zugehörigkeit zum Bürgertum beruft und es für platterdings grotesk erklärt, einen Mann wie ihn des Kommunismus zu verdächtigen (was natürlich niemand getan hat — aber da ist man schon in die Verteidigung gedrängt und muß, statt jenem das Leumundszeugnis zu verpatzen, schon um das eigene besorgt sein). Jean Paul Sartre läßt sich des Kommunismus ohne weiteres verdächtigen, weil er sich entschlossen hat, den Kommunismus für nichts Verdächtiges zu halten. Er unterschreibt kommunistische Friedensmanifeste, ohne sich nachher naiv zu erkundigen, warum er denn nicht für den Frieden sein dürfe, und ohne mit dem holden Augenaufschlag der Unschuld zu fragen: „Mama, was ist das, ein Kommunist?“ Er weiß ganz genau, was das ist. Denn Jean Paul Sartre unterscheidet sich von den meisten intellektuellen Mitläufern des Kommunismus dadurch, daß er intelligent ist. Freilich macht das sein Mitläufertum nur desto rätselhafter, und die Wahrscheinlichkeit, daß es nicht lange dabei bleiben wird, nur desto größer. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß Sartre mit dem Kommunismus unbedingt brechen müsse.



Er kann — wenn er's nicht schon geworden ist — ebensogut ein regulärer Parteikommunist werden. Die verruchte Lockung des Experiments, wieweit man sich mit geistigen Mitteln und bei eisig klarem Bewußtsein seiner eigenen Urteilsfähigkeit entäußern kann —: diese halb schizophrene, halb flagellantische Lockung mag ihn immerhin zur Probe auf ein Exempel verführen, das ihm nur noch den letzten Beweis seiner Philosophie erbrächte. Denn von da an ist es nur noch eine Frage der existentiellen Fügung, ob er oder ob das Exempel die Probe besteht, nur noch eine Anwendung des alten Nestroyschen Konflikts: „Ich möcht' doch sehn, wer stärker ist — ich oder ich“. So daß in jedem Fall er der Stärkere bleibt, und das heißt: der Intelligenter. Ganz gewiß ist er intelligenter als alle die Tröpfe, die seiner „Bekehrung zum Kommunismus“ Beifall klatschen und sie schmunzelnd exploitierten. Es wäre sogar möglich, daß er ihnen insgeheim genau jenes Gefühl entgegenbringt, das sonst immer sie den Exploitierten entgegenbringen: Verachtung. Sogar möglich, daß nicht sie ihn exploitierten, sondern er sie. Und vielleicht — man kann das bei intelli-

genten Menschen nie wissen — vielleicht ist er sogar ein Zyniker und noch nicht ganz verloren.

Einmal, ein einziges Mal, hatte es auf seiner Pressekonferenz diesen Anschein. Im Verlauf einer Wechselrede empfahl er denen, die über den Kommunismus urteilen wollten, sich von den Zuständen im kommunistischen Machtbereich persönlich zu überzeugen und hinter den Eisernen Vorhang zu reisen. Befragt, wie man das denn anstellen solle, antwortete er: ganz einfach, man brauche nur auf das betreffende Konsulat zu gehen und um ein Visum anzusuchen, er selbst hätte das vor kurzem auch getan, als er in die Tschechoslowakei fahren wollte, und das Visum wäre ihm binnen drei Stunden erteilt worden.

Das sagte Jean Paul Sartre. Und das war eine so parteigefällige, so propagandafromme, so atembeklemmend blöde Antwort, daß er sie unmöglich im Ernst gemeint haben kann. Man darf also noch hoffen.

Es ist jedenfalls ein sehr aufregendes Schauspiel, die Koexistenz Jean Paul Sartres mit dem Kommunismus. Beinahe so aufregend wie „Die schmutzigen Hände“.

Selbst der tüchtigste Manager kann nicht voraussehen, was geschehen wird, wenn er ein halbes Tausend beweglicher Geister und Temperamente auf engstem Raum zusammendrängt. Fünfhundert Intellektuelle bilden bereits eine „Masse“ und sind gemeinschaftlichen Stimmungen und Launen unterworfen. Die Nötigung, sich mit neuen Nachbarn schnell und ohne vorbereitende Begriffsklärung auseinanderzusetzen und in diesem kleinen Sprachbabel eine Art College-Volapük zu improvisieren, schafft überdies eine Atmosphäre, in der alte und neue Schlagworte aller geistigen Überlegenheit zum Trotz üppig gedeihen. So konnte es heuer geschehen, daß eine mit hochgestimmter Neugier erwartete Roundtable-Diskussion über das Problem der öffentlichen Meinung an zwei oder drei kurz zuvor aufgetauchten Slogans erstickte (z. B. „Faktizität des Nachrichtenmaterials“ oder „Aristokratischer Journalismus des 19. Jahrhunderts“ oder „Presse und Rundfunk sind Vettern“). Hier und bei anderen Gelegenheiten ergab sich auch das groteske Schauspiel, daß ausgepöbelte Praktiker in die trockenen Gefilde des Theoretisierens gelockt wurden, wo sie dann abermals einer Schlagwort-Fata Morgana ansichtig wurden und geistig heftigen Mangel litten. Eine dritte Quelle von Mißverständnissen entsprang der oft willkürlichen Anwendung des Grundsatzes, daß man Spezialisten der verschiedensten Richtungen zur Konfrontation bewegen müsse. Falsche Konfrontationen — etwa die eines Rundfunkmannes mit einem Psychiater strengster Observanz — schufen neue Unklarheiten und neue Verwirrung. Und es ist doch das eigentliche Ziel Alpbachs, Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen, nicht sie zu erzeugen. Man hüte sich vor einer Diskussionsroutine, die vielleicht nur um des Effektes willen aus jedem Meinungsaustausch einen Disput und aus jeder friedlichen Unterhaltung ein Reduell machen will. Menschliche und geistige Kommunikationen können nicht erzwungen, sondern nur gefördert werden. Dazu ist der Alpbacher Boden hervorragend geeignet. Aber man soll intellektuelle Bemühungen nicht zu Trapeznummern und Diskussionen nicht zu Freistilringkämpfen deformieren, in denen (weil es so „interessanter“ ist) Dicke gegen Dünne gehetzt werden.

Ein Wiener Beobachter fand, daß man in Alpbach allmählich einen Starkult nach Festspielmanier zu treiben beginne. Es ist schwer zu sagen, wie sich das vermeiden ließe. Denn die „großen Köpfe“ und wohl auch die Großkopfernten verleihen Alpbach jene Attraktivität, deren in dieser bösen Gegenwart offenbar keine kulturelle Veranstaltung entraten kann, wenn sie nicht alsbald dem finanziellen Ruin zum Opfer fallen will. Nicht einmal Alpbach kann nur vom Idealismus leben.

Dennoch überwogen auch heuer Alpbachs Vorzüge seine Nachteile bei weitem, und die hier angedeuteten Einwände sind keineswegs grundsätzlicher Art. Grundsätzlich wäre zu bedenken, ob man sich nicht ein wenig systematischer als bisher um die Heranziehung weltanschaulich heterogener Gruppen bemühen sollte; es hätte der heurigen Veranstaltung gewiß nicht geschadet, wenn, beispielsweise, außer Benedikt Kautsky auch noch andere Maßgebende des demokratischen Sozialismus in die Diskussion geholt worden wären. Nicht als ob an Vertretern von weltanschaulich verschiedenen und häufig entgegengesetzten Richtungen in Alpbach Mangel herrschte. Es wird nur von diesem kleinen Punkt auf der österreichischen Landkarte so viel Optimismus über ganz Europa getragen, daß man erst recht auf niemanden verzichten möchte, der zu dieser Art von europäischem Optimismus etwas beizutragen weiß.

Jörg Mauthe

## DER FESTSPIELGEDANKE SETZT SICH DURCH...

ANMERKUNGEN ZU DEN ALPBACHER HOCHSCHULWOCHEN

*Die 10. Internationalen Hochschulwochen in Alpbach, denen wir im Heft 7/8 eingehende Betrachtung gewidmet haben, sind im September zu Ende gegangen. Am erfreulichen Wachstum ihrer europäischen Geltung kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Aber gerade dieses Wachstum bringt beinahe naturnotwendigerweise auch minder erfreuliche Begleiterscheinungen mit sich, die JÖRG MAUTHE, der junge Wiener Kunstkritiker, im folgenden andeutet — nicht um einer gewaltsamen Kritik willen, sondern aus durchaus positiver Verbundenheit mit den Zielen des Alpbacher Unternehmens.*

Alpbach ist ein Dorf mit etwa tausend ziemlich weit verstreuten Einwohnern, liegt südlich von Brixlegg in Tirol und ist nur mit dem Autobus zu erreichen. In Alpbach versammelt das „Österreichische College“ alljährlich Hunderte von europäischen und amerikanischen Wissenschaftlern, Künstlern und Intellektuellen aller Richtungen zu Vortrag, Meinungsaustausch und freier Diskussion. Das „Europäische Forum Alpbach“ ist in den zehn Jahren seines Bestehens zu einem festen Begriff und vielleicht sogar berühmt geworden. Man spricht heute von Alpbach ungefähr so, wie man von „Salzburg“, „Aix-en-Provence“ oder „Edinburgh“ spricht.

Die Erfinder und Veranstalter des „Europäischen Forum Alpbach“ haben also Grund, stolz auf sich und ihr Werk zu sein. Die Freude, mit der sie heuer ein Zehnjahresjubiläum feierten, war ungetrübt, weil sie berechtigt war.

Fünfhundert Franzosen, Engländer, Italiener, Österreicher, Amerikaner, Deutsche und Skandinavier in einem Tiroler Nest versammeln zu können, beweist ein Organisationstalent von hohen Graden. Daß es sich bei diesen Fünfhundert überdies um intellektuelle Elite-Typen handelt, unter denen sich wiederum zwei Dutzend geistiger Kapazitäten von teils globalem, teils europäischem Rang befanden, ist das Resultat einer nicht nur organisatorischen, sondern auch kulturellen Leistung. Die Presse hat lobend hervorgehoben,

daß in Alpbach zur selben Zeit, da in Brüssel Mendès-France und Adenauer einander den Rücken wandten, eine „europäische Verständigung“ mit einfachen Mitteln erstrebt und erreicht wurde. Das klingt freilich nach Banalität. Aber es trifft zu (und jeder, der dort war, wird es bestätigen), daß Alpbach recht gut als ein Modell-Europa gelten kann. Das „Europäische Forum“ ist ganz dazu angetan, dem Europäer optimistische Gefühle einzuflößen: denn dort, wo Fragen der Kybernetik, der Soziologie und der Kunst mit gleicher Leidenschaft diskutiert werden wie solche der Bankenpraxis, des Rundfunks oder der Zukunft Sowjetrußlands — dort erscheint Zerrissenheit plötzlich als schöne Vielfalt, Widersprüchliches als Ausdruck höchster geistiger Regsamkeit.

Darum und dafür ist Alpbach zu loben.

\*

Indessen ist es mit dem Lob allein noch nicht getan. Solange das Alpbacher Forum ein mehr oder minder privates, von Einfalls- und Idealismus beseeltes Nachkriegsunternehmen war, hätte Kritik nur überheblich oder taktlos gewirkt. Heute aber stellt Alpbach eine fast schon halboffizielle, staatlich subventionierte Institution dar, an deren Wirksamkeit und Wichtigkeit die öffentliche Meinung lebhaft interessiert zu sein hat. Und da in Alpbach viel Kritik geübt wird, darf man wohl auch an Alpbach Kritik üben.



Im abgelaufenen Monat (September 1954) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 22 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 9, das Akademietheater 5, das Theater in der Josefstadt 3, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 3. Es fanden insgesamt 6 Premieren statt, die in der nachfolgenden Übersicht durch fetten Druck hervorgehoben sind.

## BURGTHEATER

Beer-Hofmann: Der Graf von Charolais (8)  
Henz: Die große Entscheidung (8)  
Schiller: Die Räuber (4)  
Schiller: Die Jungfrau von Orleans (3)  
Schiller: Die Verschwörung des Fiesco zu Genua (3)  
Lessing: Nathan der Weise (1)  
Shakespeare: Ein Sommernachtstraum (1)  
Shaw: Der Kaiser von Amerika (1)  
Zuckmayer: Der Hauptmann von Köpenick (1)

## AKADEMIETHEATER

Schnitzler: Liebelei — Komtesse Mizzi (20)  
Dürrenmatt: Ein Engel kommt nach Babylon (5)  
Bus-Fekete: Hexenschuß (2)  
Nestroy: Der Färber und sein Zwillingbruder (2)  
Langer: Ein Kamel geht durch das Nadelöhr (1)

## THEATER IN DER JOSEFSTADT

Grillparzer: Weh dem, der lügt (19)  
Hofmannsthal: Der Schwierige (12)  
Puget: Glückliche Tage (6)

## KAMMERSPIELE

Lengyel: Ninotschka (33)

## VOLKSTHEATER

Raimund: Alpenkönig und Menschenfeind (22)  
Horvath: Ein Dorf ohne Männer (9)  
Sartre: Die schmutzigen Hände (5)

## Wiener Theater-Kalender

## Vor 100 Jahren (Oktober 1854)

K. K. Hoftheater nächst der Burg

DER FECHTER VON RAVENNA. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Der Autor bleibt anonym. \*)

K. K. priv. Carltheater

PALAIS UND IRRENHAUS. Original-Charakterbild mit Gesang in 3 Acten von Friedrich Kaiser. Musik von Carl Binder (mit Nestroy, Scholz, Treumann).

K. K. priv. Theater in der Josefstadt

DAS KIND DER NATUR. Original-Charaktergemälde in 3 Acten mit Gesang und Tanz nebst einem Vorspiele von A. Miller. Musik von M. A. Storch.

\*

Lieber Freund Scholz!

Indem ich Dir beifolgend Deinen neuen Contract zusende, hoffe ich, Du wirst es als einen neuen Beweis meiner Freundschaft anerkennen, daß ich das Risiko unternehme, ein Mitglied ohne Probespiel und ohne den Beisatz „Auf Gefallen oder nicht Gefallen“ zu engagieren.

Dein alter Freund und junger Director  
Johann Nestroy.

Wien, 10. October 1854.

(Aus „Bauerles Theaterzeitung“)

\*) Anm. d. FORVM: Der Autor gab sich bald darauf als Eligius Freiherr v. Münch-Bellinghausen zu erkennen, der unter dem Pseudonym Friedrich Halm Theaterstücke schrieb und von 1867 bis 1870 Generalintendant der beiden Wiener Hoftheater war. — Vgl. hiezu den „Österreichischen Parnass“ auf Seite 30.

## KRITISCHE RÜCKSCHAU

Der Wirbel um Jean Paul Sartre, auf den wir an anderer Stelle zu sprechen kommen, ließe sich ganz gut durch die Titel einiger Herbstpremier kennzeichnen: „Die schmutzigen Hände“ — „Weh dem, der lügt“ — „Der Schwierige“ — „Ein Dorf ohne Männer“ — aber das paßte dann doch nicht. Es fanden sich in Wien doch noch genug Beherzte, die sich nicht unterkriegen ließen. Die Aufführung fand statt, und wurde ein großer, echter, einwandfreier Erfolg. Denn „DIE SCHMUTZIGEN HÄNDE“ sind vor allem ein hervorragendes Theaterstück, mit scharf gezeichneten, scharf gegeneinandergestellten Charakteren, mit Knalleffekten auch im phonetischen Sinn des Wortes (die Bombe, die im gleichen Augenblick explodiert, da der junge Revolutionär zum Schuß gegen den alten ansetzt, ist einer der genialsten dramaturgischen Einfälle der Bühnenliteratur), mit packenden Situationen und aufregender Handlung, und nicht zuletzt mit Dialogen, die das rare Kunststück zuwege bringen, ihren im Grund abstrakten Anlässen eine höchst konkrete innere Spannung abzugewinnen. An einigen Stellen kippt sie fast schon ins Menschliche hinüber — fast, nicht ganz. Zum Schluß kommt der Mensch doch immer zu kurz. Denn auch Sartres Dramatik, wie seine Philosophie, ist konstitutionell unmenschlich, und wo Gott nichts zu suchen hat, wird sich der Mensch schwerlich finden lassen. (Nicht allein um des Wortspiels willen hat ein witziger Franzose den Existentialismus „La Cathédrale de Sartre“ genannt.) Was immer sich bei Sartre an Konflikten und Erschütterungen anbahnt, gerät ihm zu einem glasklaren Ende, das überzeugt, aber nicht überwältigt. Ja selbst dort, wo aufs Menschliche ausdrücklich die Rede kommt, etwa wo dem verweichlichten Idealisten just vom verhärteten Parteiführer vorgeworfen wird, daß er die Menschen nicht liebe — selbst dort überwiegt die Lust am Paradoxen die Pein der Erkenntnis. Aber die dramatische Wirkung bleibt bestehen und stellt alles andre hintan, so daß man zum Schluß durchaus nicht das Gefühl hat, einer ideologischen Auseinandersetzung beigezwungen zu haben — oder nur insoweit, als sie den Vorwand zu einer dramatischen abgab. Sonst ist das immer umgekehrt. Sonst pflegt die künstlerische Wirkung eines Theaterstücks oder eines Romans an seiner politischen Absicht Schaden zu nehmen. Hier kann sich die politische Absicht, wenn überhaupt, nur mühsam gegen die künstlerische Wirkung durchsetzen. Höchstens der Umstand, daß die Tragödie des entwurzelten Bürgersohns als Anklage gegen den Kommunismus präsentiert wird (statt, wie üblich, als Anklage gegen das Bürgertum), hat eindeutig politische Funktion und klärt im übrigen die Frage, ob „Die schmutzigen Hände“ ein „antikomunistisches“ Stück sind. Sie sind es auch, aber nicht ausschließlich. Das Bedürfnis des klassenfremden KP-Genossen, sich als parteiwürdig zu beweisen, notfalls durch einen Mord, ist durchaus wesensgleich dem Bedürfnis des rassenfremden Volksgenossen, der etwa als „wehrwürdig“ anerkannt sein will. Freilich: mit dieser Parallele zwischen Kommunismus und Nazismus — sie ist nur eine von vielen — wird dem Kommunismus kein Gefallen getan. Aber das war ja auch nicht die Absicht des Verfassers, als er „Die schmutzigen Hände“ schrieb.

Die Aufführung, von Leon Epp inszeniert, besaß große theatralische Wucht, und ihre straffe Konzeption blieb auch dort noch spürbar, wo die Darstellung ihr nicht mehr ganz gewachsen war. Den stärksten Anteil am Erfolg trug der junge Ernst Meister davon. Er gab dem Revolutionär zwischen den Klassen jene verbissene Intensität, die immer nur für falsche Ziele aufgewendet wird, und ging auch in den Ausbrüchen seiner pubertären Haltlosigkeit niemals ganz aus den Fugen. Eine erstaunliche Leistung, neben der es die noch ganz bedeutend jüngere Maria Emo (als mitgebrachter „Luxusgegenstand“ aus seiner bourgeoisen Vergangenheit) nicht leicht hatte. Von Hans Franks illegalem Parteiführer ging beinahe zu viel Wärme und Verständnis aus, als daß man ihm seine politischen Machinationen hätte ganz so übelnehmen können, wie das seinen mörderischen Parteifreunden geboten schien. Grete Zimmer als unerbittlich linientreue Genossin tat demgegenüber des Kalten ein wenig zu viel, aber wahrscheinlich läßt sich dem Monstrum eines weiblichen Parteifunktionärs nicht anders beikommen. Ihre Erscheinung wirkte jedenfalls ebenso glaubhaft wie das bedrohliche Latschen der beiden proletarischen Leibwächter Jaggberrgs und Prodingers.

Es war ein bedeutsamer Theaterabend, dem man mit reinen Händen applaudieren durfte.

\*

Im übrigen und ganzen zeichnete sich die beginnende Spielzeit vor allem dadurch aus, daß in ihrem Lager Österreich war. Das Volkstheater hatte mit Raimund und Horvath eröffnet, die Josefstadt mit Grillparzer und Hofmannsthal, die Kammerspiele mit Melchior Lengyel (der noch der alten k. u. k. Lustspielindustrie entstammt), und die beiden staatlichen Sprechbühnen brachten einen der gemüthlicheren österreichischen Wesenszüge immerhin dadurch zur Geltung, daß am Burgtheater überhaupt keine Premiere vorgesehen war und die vom Akademietheater vorgesehene auf Oktober verschoben wurde.

## Vor 50 Jahren (Oktober 1904)

K. K. Hofburgtheater

IM GRÜNEN BAUM ZUR NACHTIGALL. Ein Studentenstück in 3 Akten von Otto Erich Hartleben (mit Albach-Retty, Devrient, Paulsen, Thimig, Tressler).

Theater an der Wien

Gastspiele Eleonore Duse: LA SIGNORA DALLE CAMELIE di Alessandro Dumas (figlio). — MAGDA di Sudermann. — MONNA VANNA di Maurizio Materlinck. — HEDDA GABLER di Enrico Ibsen.

## Vor 25 Jahren (Oktober 1929)

Burgtheater

RATTEN. Berliner Tragikomödie in 5 Bildern von Gerhart Hauptmann (mit Janssen, Medelsky, Pünkösdy, Heine, Zeska).

METTERNICH. Ein historisches Schauspiel in 5 Akten von Hanns Saßmann (mit Kallina, Aslan, Hennings, Reimers, Thaller).

Theater in der Josefstadt

DIE FEINDIN. Komödie in 3 Akten von A. P. Antoine (mit Darvas, Wessely, Delius, Hörbiger, Neugebauer, Hans Thimig, Waldau).



Von den stattgehabten Premieren bot abermals das Volkstheater die interessanteste: „EIN DORF OHNE MÄNNER“, nun wohl die letzte Uraufführung aus dem reichen Nachlaß Ödön von Horvaths, dessen tragisch-skurillose Ende — er wurde 1938, im freiwillig gewählten Pariser Exil, von einem stürzenden Baum erschlagen — auf unheimliche Weise mit dem tragisch-skurillen Charakter seines Gesamtwerks übereinstimmt. Tragik und Skurillität mischen sich auch in dieser historischen Komödie vom guten Ungarkönig Mathias Corvinus, von seinen korrupten Beamten und von einem Dorf in einer seiner gräflichen Domänen, das dringlich nach Ersatz für den kompletten Verlust des männlichen Bevölkerungsteils verlangt. Die hartnäckigen Gerüchte, daß dieser Verlust nicht auf die Schrecken des Kriegs zurückgehe, sondern auf die Häßlichkeit des dortigen Weibervolks, veranlassen den König, eine aus drei Exemplaren bestehende Probesendung anzufordern, damit er sich selbst ein Bild machen könne. Wie nicht anders zu erwarten, ist dies dreifache Bildnis bezaubernd schön und stammt auch gar nicht aus jener männerlosen Ortschaft. Vielmehr wird die eine der Drei von einem Etablissement beige stellt, das über Mangel an männlichen Zuspruch keineswegs zu klagen hat, und eine andere ist sogar die Gattin des gräflichen Domänenherrn. Bis hierher wär's noch nicht unbedingt mehr als ein guter Schwank. Aber Horvath weiß aus den Fäden der Handlung gänzlich unvorhergesehene Muster zu spinnen, und sein Zugriff läßt nicht locker, eh diese Kreuz- und Querverbindungen nicht in all ihrer menschlichen Armseligkeit bloßliegen, um sich zu melancholischem Happy End zu vereinen. Es ist ein sonderbares Paradies, das Horvath seinen Figuren bereitet, ein Garten Ödön, der bisweilen einem Inferno verzweifelt ähnlich sieht, und dessen vertrackte Hintergründigkeit näher an Shakespeare herankommt als die Produktion irgendeines Zeitgenossen. *Gustav Mankers* Regie führte das Stück zu einer vielleicht nicht durchaus einheitlichen, aber durchaus eindringlichen Wirkung. Ihre rührenden Akzente waren am besten bei *Traute Wassler* und *Walter Kohut* aufgehoben, ihre ironischen am besten bei *Luise Martini* und *Carl Bosse*, und ihre fulminant komischen bei *Fritz Eckhardt*, der mit dem jüdischen Inhaber jenes hygienischen Instituts eine vollsaftige (und niemals peinliche) Figur hinstellte.

Auch mit Ferdinand Raimunds Zaubermärchen vom „ALPENKÖNIG UND MENSCHENFEIND“ kam das Volkstheater löblich zu Rande, obschon sich hier, im großen Ensemble, mancherlei Unausgeglichenheiten ein wenig deutlicher bemerkbar machten. Aber sie taten dem Rappelkopf *Theodor Griegs* und dem Alpenkönig *Otto Woegerers* keinen wesentlichen Abbruch. *Hilde Sochers* Malchen war gänzlich frei von ihnen, und *Hugo Gottschlichs* Hababuk war schlechtweg eine Pracht.

Das Theater in der Josefstadt brachte ein Vierteljahrhundert nach der Erstaufführung wieder Hofmannsthal's „SCHWIERIGEN“ heraus, ein Stück, das den Josefstädtern damals sozusagen aufs Ensemble geschrieben war und dessen Premierenbesetzung (mit *Gustav Waldau* und nahezu sämtlichen Thimigs) unvergessen bleiben wird. Mit dieser Besetzung kann die heutige natürlich nicht konkurrieren, und streckenweise kann sie's nicht einmal mit dem Stück. Aber es wurde — unter *Rudolf Steinboecks* schon in Berlin bewährter Regie und mit dem schon in Berlin erfolgreich gewesenen Hauptdarstellern — dennoch ein hübscher Abend, angenehm im Atmosphärischen und anmutig in der Bewegung seiner Figuren (auch der verzeichneten). *Gustav Waldau* vor allem war ein ebenso perfekter Kammerdiener, wie er dermaleinst ein Schwieriger gewesen war. Auch *Elisabeth Markus* als gräflich betriebssame Schwester des passiven Helden und *Aglaja Schmid* als seine zart verhaltene Gefährtin füllten den Rahmen heutiger Möglichkeiten nahezu völlig aus, *Franz Essel*, erquicklich stur, und *Lucie Neudecker*, erquicklich gelockert, wurden ihm episodisch gerecht, und *Leopold Rudolf* in der Titelrolle paßte ihn leise und unmerklich seiner eigenen Wesensart an, die sich noch nie so sicher und gesammelt präsentiert hatte. Die fremdartigen Geräusche jedoch, die auf der Bühne bisweilen zu hören waren, rührten daher, daß einige der vorgeblichen Aristokraten polternd aus dem Rahmen fielen. Es schien dann immer, als wären es gar nicht die Herrschaften selbst, die da agierten, sondern als trieben ihre Domestiken einen gut gemeinten Mummenschanz.

Grillparzers klassisches Lustspiel „WEH DEM, DER LÜGT“ ist besser als sein Ruf, den es seit 115 Jahren, nämlich seit dem Durchfall der Uraufführung, noch nicht ganz losgeworden ist. Die Aufführung in der Josefstadt tat manches zu seiner Beseitigung und manches zu seiner Bestätigung. Sie war aber in jedem Fall ein reizvolles Experiment: *Helene Thimig-Reinhardt*, an ihr Stammhaus zurückgekehrt, besorgte die Inszenierung mit größtenteils jungen Kräften und auf einfühlsame Art, die ihr von *Helmuth Lohner* und *Franz Meßner* am besten nachgefühlt wurde.

In den Kammerspielen erschien Melchior Lengyels „NINOTSCHKA“, ihres Filmflitters entkleidet und schwer beladen mit der Erinnerung an die Garbo, gerupft überdies und zerzaust von der Bearbeitung und der Regie *Kurt Nachmanns*, der den mageren Braten mit allerlei kabarettistischen Garnierungen aufputzte. Sie machten das Ganze dann wieder halbwegs genießbar, besonders wo sie den politischen Geschmack des Publikums trafen, das zwar noch keine Ninotschka gesehen hat (wer hätte das schon), aber dafür eine raue Menge leibhaftiger Sowjetkommissare. *Ernst Waldbrunn* und *Manfred Inger*, dieser sogar unter Vorweisung schauspielerischer Legitimation, beschlagnahmten die meisten Lacher. *Gisela Trowe*, eine durchaus eigenartige Bühnenerscheinung und obendrein von präzisem Intellekt, stand infolgedessen als Ninotschka auf verlorenem Posten; sie ging mit wehenden Zwischentönen unter.

Insgesamt war es ein lebhafter und geglückter Saisonbeginn, bemerkenswert durch die Häufung und aufschlußreich durch die Zusammengehörigkeit seiner österreichischen Komponenten. Der Küchenjunge Leon, den Grillparzer feststellen läßt, daß der Deutsche sich bloß nährt, der Franke hingegen essen kann, und Hofmannsthal's Gräfin Bühl, die es beinahe als Zumutung empfindet, zwischen einem Preußen und einem Holsteiner „von hier aus“ unterscheiden zu sollen — sie sind miteinander in tieferer Affinität verbunden, als es den oberflächlichen Anschein hat. Und der Baron Hechingen, der im „Schwierigen“ die Tragik seiner Ehe diskutiert und dem sich auf dem Höhepunkt der Diskussion todernd die Mahnung entringt: „Ich bitte nicht außer acht zu lassen, daß eine solche Frau ein Schmetterling ist!“, wäre ebensogut bei Horvath denkbar, wo auf dem Höhepunkt einer tragischen Liebeszene der Graf von Hermannstadt trübsinnig vor sich hin zu stochern beginnt und auf die Frage: „Was machst denn da?“ todernd erwidert: „Mann der!“ Daß solcherlei im Handumdrehen von Nestroy oder Herzmanovsky sein könnte, ist klar. Auch daß Raimund mit der personifizierten Bewußtseinspaltung seines Rappelkopf eine wichtige Erkenntnis der Psychoanalyse vorweggenommen hat, ist nichts Neues. Und wenn wir noch hinzufügen, daß sich unter sämtlichen aufgeführten Autoren desgleichen kein neuer befindet, sondern daß sie alle schon tot sind, so hat sich der magische Kreis des Österreichischen geschlossen.

Tbg.

## VENEDIG HAT SALZBURGER PROBLEME

Venedig, im September

Nach der Generalprobe von Malapartes „Anche le donne hanno perso la guerra“ (Auch die Frauen haben den Krieg verloren) im Teatro La Fenice in Venedig wurde einer der Verantwortlichen für die jährlichen „Internationalen Theaterfestspiele“ gefragt, warum er gerade dieses Stück ausgewählt habe; er antwortete achselzuckend: „Es gibt ja fast nichts Brauchbares“. Fügt man noch hinzu, daß Malaparte sein Stück gar nicht eingereicht hatte, sondern daß die Veranstalter, zur Aufrechterhaltung der seit sechs Jahren eingebürgerten Uraufführung eines modernen italienischen Werkes im Rahmen der Festspiele, ihrerseits bei Malaparte um das Stück vorstellig wurden, so ist der gegenwärtige Stand der dramatischen Produktion in Italien hinlänglich beleuchtet.

Man geht in Venedig dem Wagnis und dem Problemstück nicht aus dem Weg. Man sucht es sogar. Das hat man seit 1948, als „Christus hat gemordet“ von Gian Paolo Caligari aufgeführt wurde, nahezu jedes Jahr — und jetzt eben wieder mit Malaparte — bewiesen. Aber es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, ein interessantes Werk der zeitgenössischen Produktion für eine Uraufführung ausfindig zu machen; hauptsächlich deshalb, weil die jüngeren dramatischen Begabungen fast alle vom Film und seinen finanziellen Vorteilen absorbiert werden. Eine Misere, die uns auch hierzulande vertraut ist . . .

Interessant ist Malapartes Stück nun wirklich — nicht nur für den Österreicher, dessen Aufmerksamkeit schon dadurch wachgerufen wird, daß der Schauplatz der Handlung das Wien des Frühjahrs 1945 ist. Eben darum fällt es aber gerade dem Österreicher nicht leicht, sich ein objektives Urteil über das Stück zu bilden. Ist auch die Zeitatmosphäre gut getroffen, so stören doch einige Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten. Wenn der sowjetische Kommissar zu der vermeintlichen Kriegswitwe, die er zu einer besonderen Art von „Truppenbetreuung“ zwangsrekrutiert hat, einmal sagt, daß auf diese Weise die Frauen des Wiener Bürgertums erniedrigt werden sollen, und wenn er kurz darauf erklärt: „Wir kennen kein Mitleid, wir sind keine Christen, wir setzen an die Stelle des Mitleids den Respekt“ — dann fragt man sich, ob Malaparte, trotz seiner (tatsächlich vorhandenen) Bindung an die christlich-humanistischen Traditionen, das Wesen des Kommunismus überhaupt erfaßt hat. Und so stark und eindrucksvoll einige Szenen und Gestalten wirken, so konstruiert und unecht wirken andere, vor allem durch die Rhetorik Malapartes, den man füglich als „D'Annunzio des kleinen Mannes“ bezeichnen kann.

Es hatte den Anschein, als sollte sich an dieses Stück eine heftige und eingehende Polemik schließen. Zumindest ließ das die



geteilte Aufnahme durch Publikum und Kritik erwarten (wobei nicht allein die Kommunisten und Nenni-Sozialisten protestierten, sondern auch das italienische Bürgertum, das die krasse Prostitutions- und Elendsliteratur der Nachkriegszeit allmählich satt bekommen hat). Aber es blieb bei der geteilten Aufnahme, ohne daß die beiden Teile aneinandergerieten. Und in dieser mangelnden Resonanz bekundete sich aufs neue die Problematik des venezianischen Theaterfestivals, die in mancher Hinsicht eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der Problematik des Sprechstücks bei den Salzburger Festspielen aufweist.

Unter den allzu vielen Festivalstädten Europas nimmt Venedig nach Anciennität und Bedeutung eine Sonderstellung ein. Nicht nur erstrecken sich die sommerlichen Festveranstaltungen auf alle Kunstgebiete, auf Musik, Theater, Film, und jetzt, mit dem „Premio Venezia“, auch auf die erzählende Literatur, und nicht nur vollzieht sich das alles auf internationaler Ebene, sondern es hat zudem einen festen Kern in der „Biennale“, der großen internationalen Schau der bildenden Künste, die auf das Jahr 1896 zurückgeht. Im Vergleich zu diesen Veranstaltungen — besonders zur Kunstaussstellung, zur Filmschau (die ihr „Erstgeburtsrecht“ gegen Cannes, Lugano und Berlin erfolgreich verteidigt) sowie

zu den immer bemerkenswerten Darbietungen zeitgenössischer Musik — spielt das „Festival del Teatro“ eine recht kümmerliche Rolle. In den dreizehn Jahren seines Bestandes ist es über Gastspiele ausländischer Truppen nicht wesentlich hinausgekommen. Meistens gastieren zwei solche Truppen oder Bühnen — heuer kam das Belgische Nationaltheater aus Brüssel und das Kaiserliche Hoftheater aus Tokio (vor einigen Jahren war auch das Burgtheater mit der „Iphigenie“ in Venedig); dann gibt es noch einige Aufführungen von Stücken Goldoni's oder Gozzi's, womit dem „Genius loci“ die gebührende Reverenz erwiesen ist; und schließlich die Uraufführung eines zeitgenössischen italienischen Werks. Öfter als zweimal findet keine Vorstellung statt. So bleibt das ganze Festival im Grunde die Angelegenheit einer kleinen, berufsmäßig mit dem Theater verbundenen Elite von Fachleuten, zu denen sich noch einige Theater-Enthusiasten, Snobs und Freikartenzäger gesellen. Hier zeigt sich die Kehrseite der Festival-Medaille. Ein breiteres Publikum gibt es kaum. Venedig, einst eine Theatermetropole Europas — im 18. Jahrhundert besaß es sechzehn Theater, die mindestens sechs Monate lang spielten —, verfügt heute über keine einzige ständige Prosabühne. In den letzten Jahren sind zwar

durch Privatinitiative ein paar überaus stimmungsvolle Theater entstanden (die kleine Freilichtbühne im Palazzo Grassi und die beiden Theater auf der Isola di San Giorgio), aber die Kapazität dieser Bühnen wird nicht annähernd ausgenützt, da die Zahl ihrer jährlichen Vorstellungen in keinem Fall zwanzig überschreitet. Das ist für eine Stadt von mehr als 300.000 Einwohnern, die immerhin über 20 Kinos verfügt, ein recht beschämender Zustand.

Wenn man den sommerlichen Publikums-gesprächen in den „Stabilimenti“ des Lido zuhört, merkt man immer wieder, daß dem Theaterfestival ungleich geringere Anteilnahme entgegengebracht wird, als der Film-Biennale — auch seitens der kulturell und künstlerisch interessierten Schichten. Der künstlerische Film, bei dessen Beurteilung sehr strenge ästhetische Maßstäbe angelegt werden, hat hier ganz offenkundig den Platz eingenommen, der einst dem Theater zukam. Es scheint, als hätten jene recht, die behaupten, daß das italienische Theater mit D'Annunzio und Pirandello gestorben sei; die darauf hinweisen, daß Pirandello auch ein erfolgreicher Filmautor war und D'Annunzio schon vor 1914 Drehbücher verfaßt hat; und die den italienischen Film als legitimen Nachfolger des italienischen Theaters akzeptieren.

Adam Wandruszka

## MUSIK

FRIEDRICH WILDGANS

### Schönberg und die Wiener Schule

Unter allen musikalischen Manifestationen, die in diesem Jahrhundert von Wien ausgegangen sind, zeigt die Gruppe um Arnold Schönberg (mit seinen getreuesten Schülern Alban Berg und Anton von Webern) am vollkommensten die Merkmale einer wirklichen „Schule“, einer allen Mitgliedern gemeinsamen kompositorischen Aspiration, einer eindeutigen „Idee“, die heute bereits musikgeschichtlich fixiert ist.

Gemeinhin scheint der Name des 1874 geborenen Arnold Schönberg nur im Zusammenhang mit dem Begriff „atonale Musik“ oder „Zwölftonmusik“ auf, und der Laie verbindet mit diesem Begriff eine etwas nebulose Vorstellung von Mißklängen und Konzertskaandalen. Nun ist zwar richtig, daß die Entwicklung einer geordneten Musik, die sich von den jahrhundertlang maßgebend gewesenen Gesetzen der Funktionstonalität loslöst, ohne Schönberg und seine Technik der „Komposition mit 12 nur aufeinander bezogenen Tönen“ nicht denkbar wäre; der „Erfinder“ der Zwölftonkomposition war Schönberg jedoch nicht. Schon vor ihm befaßte sich der 1883 in Wiener-Neustadt geborene Musiker Josef Matthias Hauer mit der geordneten Gleichberechtigung aller 12 Töne der chromatischen Skala und hat auch einige theoretische Schriften darüber vorgelegt („Über die Klangfarben“ 1919, „Vom Wesen des Musikalischen“ 1920, „Deutung des Melos“ 1923). Doch setzten Hauers musikalische Konstruktionsregeln der künstlerischen Phantasie zu unbarmherzig unifor-

mierende Schranken. Erst Schönberg wies den Weg in musikalisches Neuland. Er kannte Hauers Theorien, hat sie aber sehr bald in eine andere, völlig selbständige Richtung vorgetrieben.

Schönbergs Frühwerke, die ersten Liederhefte, das Sextett „Verklärte Nacht“, das erste Streichquartett op. 7 und die symphonische Dichtung „Pelleas und Melisande“, sind ohne das Vorbild Wagners (wohl auch ohne die Harmonik und Instrumentation der Impressionisten) nicht denkbar. Es war die chromatische Harmonik des „Tristan“ mit ihren vielfältigen, reichen Modulationen, die Schönberg zum Verlassen der tonalen Bindungen anregte. Im „Tristan“ nehmen die modulatorischen Übergänge von einem Tonartbezirk in den anderen stellenweise ein derart hypertrophisches Maß an, daß von einer zusammenhaltenden Haupt- und Grundtonart durch lange Strecken hindurch keine Rede mehr sein kann. Schönbergs scharfer Intellekt befreite die hier von Wagner aufgezeichneten harmonischen Gedanken von den hemmenden Resten traditioneller Schulweisheit und reduzierte die modulatorischen Vorgänge auf das Wesentliche, so daß sie im Gerüst angedeutet waren. Dadurch steigerte sich die Übersichtlichkeit des harmonischen Geschehens, und das Ergebnis mußte schließlich eine Musik sein, deren nunmehr als absolute Größen gültige Klänge sich nicht mehr auf eine Haupttonart bezogen. Von hier war es nur noch ein Schritt zur theoretischen Gleichberechtigung von Konsonanz und Dissonanz und damit zur Gleichberechtigung aller Töne.

Hand in Hand mit diesen harmonischen Entwicklungen gingen neue formale Erkenntnisse. Eigentlich ist es unrichtig, von „neuen“ formalen Erkenntnissen bei Schönberg zu sprechen, denn Schönberg knüpfte im Grunde dort an, wohin Bach und die

Prof. FRIEDRICH WILDGANS, geboren 1913 in Wien, steht als Komponist dem Schönbergkreis nahe. Aufgeführt wurden: Trompetenkonzert (1950), Clarinettenkonzert (1951), Eucharistische Hymnen (1954). Prof. Wildgans schrieb ferner Schauspielmusik für das Burgtheater, war von 1947 bis 1950 Musikreferent der Stadt Wien und ist jetzt als freischaffender Künstler hauptsächlich im Ausland tätig. — Arnold Schönberg hätte vor kurzem seinen 80. Geburtstag begangen; er ist im Juli 1951 in Kalifornien gestorben.



Wiener Klassiker, vornehmlich der späte Beethoven, schon längst überwinden waren, ehe die Romantik mit ihrer Devise, dem „Gefühlsausdruck“ gegenüber der Konstruktivität ein Überwiewicht einzuräumen, die klassischen Formen willkürlich verwässert und zerdehnt hatte. Schönbergs Streben ging nach größtmöglicher Logik und Konzentration des gesamten Geschehens in einem Musikstück nach Wiederherstellung der Gesetzmäßigkeit. Die thematische und motivische Durchsichtigkeit, wie sie in den Konventionen Bachs und in den späten Klaviersonaten Beethovens anzutreffen ist, wurde für Schönberg oberstes Gebot. Bereits in den genannten Frühwerken fällt die liebevolle, streng thematische Arbeit auch bei scheinbar weniger belangvollen Nebenstimmen auf, eine bedeutsame, kühne Tat für die Zeit um 1900–1907. Ich unterstreiche diese Komponente der Schönbergschen Theorie ganz besonders, weil sie mir die wesentlichste, zukunftskräftigste scheint und wohl auch am klarsten die *Verbundenheit der Schönbergschen Musik mit der abendländischen Tradition* ausdrückt, die Kontinuität der Entwicklung, die diesen Meister von der traditionellen Musik zu seinen späten, absolut eigenständigen Manifestationen geführt hat. In der Wiedererweckung des Bewußtseins für klassisches, logisches Formgefühl, für die theoretische Rechtfertigung jedes einzelnen Klanges und jeder kleinsten Phrase, sehe ich die eigentliche Bedeutung der Schönbergschule für unsere heutige Zeit. Dem Bekenntnis des 19. Jahrhunderts zu einem „um mit Nietzsche zu sprechen) „dionysischen“, also gefühlskräftigen, rauschhaften Pol der Musik ist als Reaktion das Hinneigen zum „apollinischen“ Pol des klassischen Maßes gefolgt. Fast erscheint uns Hanslicks seinerzeit als Ideal aufgestellte These von der „Musik lediglich als Spiel tönend bewegter Formen“ („Vom musikalisch Schönen“, 1854) hier verwirklicht.

Schönbergs Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit hat nach mancherlei chaotischen und experimentellen Ausflügen der nicht rational gebundenen Musik ein neues, theoretisch fundiertes System gegeben: die Zwölftonreihe als Ausgangspunkt sämtlichen melodischen und harmonischen Geschehens innerhalb eines Musikstückes. Dergestalt erhält die Zwölftonreihe (und ihre Varianten: „Umkehrung“, „Krebs“ und „Krebsumkehrung“) die Bedeutung, den Sinn und die Wirkung einer musikalischen Funktion, als Ersatz für die verlorengegangenen tonalen Funktionen, durch die Sinn und Charakter einer Tonart und alles Geschehens innerhalb derselben bestimmt waren. Die Rückführbarkeit aller melodischen, thematischen, motivischen und klanglichen Erscheinungen auf die zugrunde liegende Zwölftonreihe ist gewissermaßen das Höchstmaß an Konzentration der musikalischen Bauarbeit im klassischen Sinne, eine Fortführung der Gesetze der alten thematischen und motivischen Arbeit auf eine Ebene, die noch ungezählte Möglichkeiten neuer musikalischer Gestaltungs- und Ausdrucksbezirke eröffnet. Der freien künstlerischen Gestaltung des „musikalischen Einfalls“ sind durch die (zugegebenermaßen strengen) Regeln dieser Arbeitsweise der Reihenkomposition kaum Grenzen gesetzt. Der Komponist kann sich als Grundlage des Musikstückes, das er komponieren will, jede beliebige Reihe von 12 Tönen wählen, und die Kombinationsmöglichkeiten der in der Reihentechnik vorhandenen Grundelemente sind nicht nur unfaßbar groß, sondern können jederzeit durch neue vermehrt werden, die den Erfordernissen der logischen Verwandtschaft zur Grundreihe entsprechen.

Im übrigen fällt auch in der Zwölftonkomposition der Meister keineswegs vom Himmel. Schönberg selbst hat viele Jahre gebraucht — von der ersten richtigen „Reihenkomposition“, den noch etwas gezwungen anmutenden Klavierstücken op. 23 aus dem Jahr 1923 bis zur Krönung seines Schaffens, der großartigen Oper „Moses und Aron“ (1930/31) — ehe er das neue Tonmaterial mit jener Souveränität beherrschte, die ihm die Verwirklichung aller seiner musikalischen Gedanken widerstandslos ermöglichte.

Beweis und Beispiel für die vollständig individuellen Verwendungsmöglichkeiten der Komposition mit 12 Tönen sind in erster Linie die beiden engsten Schüler und Fortführer des

Schönbergschen Gedankens, *Anton von Webern* (1883–1945) und *Alban Berg* (1884–1935). Entsprachen Temperament und Begabung Alban Bergs mehr der auch äußerlich wirksamen dramatischen Musik, die in seinen beiden Opern „Wozzeck“ (nach Büchner) und „Lulu“ (nach Wedekind) auch breiteres Verständnis gefunden hat, so richtete sich die introvertierte, spekulative Eigenart Weberns auf die Übersteigerung des konstruktiven Moments, ja auf dessen Fortführung bis an die Grenzen des Abstrakten. Webern liebte es, die musikalische Linie in eine Fülle von kleinen und kleinsten Einzelmotiven aufzuspalten; mit diesem Material schuf er wahre Wunderwerke an mosaikartiger, feinsten, kunstvollster Konstruktivität innerhalb seiner zumeist kurzen Musikstücke, aus denen bald ekstatische Verzückung, bald völlige Weltabgewandtheit spricht.

Ein Lyriker und Ausdrucksmusiker reinsten Wassers, der sich erst in letzter Zeit der klassisch-konzisernen Tonsprache bedeutend genähert hat, ist der in Wien lebende *Hans Erich Apostel* (geboren 1901). *Hans Jelinek* (geboren 1902) bevorzugt das Konstruktive und Didaktische und hat in seinem erst jüngst fertiggestellten vierteiligen zyklischen Werk, das er „Zwölftonwerk“ nennt, eine Arbeit geschaffen, die geradezu als Anschauungsunterricht für die reichhaltige Arbeit des Zwölftonmusiklers gelten kann. Von den sonst noch in Wien lebenden Anhängern der Lehre Schönbergs ist als hoffnungsvollstes junges Talent *Michael Gielen* zu nennen, der in wenigen, aber um so gehaltvolleren Kammerwerken eine tiefe und fundierte Persönlichkeit von erfreulicher Eigenart erkennen läßt.

Schönberg selbst ist bereits 1933 aus Deutschland, wo er seit etwa 1927 gelebt hatte, nach den USA übersiedelt und dort 1951 gestorben. Ebenso wie in Europa hat er auch in den Vereinigten Staaten als Kompositionslehrer zahlreiche Schüler herangebildet, aber vor allem über die räumliche Entfernung hinaus auch in Europa durch seine eindringliche, saubere Künstlerpersönlichkeit immer stärker befruchtend auf die jüngere Komponistengeneration gewirkt. *Luigi Dallapiccola* in Italien, *René Leibowitz* in Paris, *Josef Rufer* in Deutschland, *Egon Wellesz* in England, *Ernst Křenek* in USA, sie alle haben als Schaffende und vor allem als Lehrer Schönbergs Ideen lebendig erhalten und die Wiener Schule, aus der sie hervorgegangen sind, fortgesetzt und vermehrt. In Deutschland haben *Wolfgang Fortner*, *Hans-Werner Henze*, *Giselher Klebe* — um nur einige der Musiker zu nennen, die immer mehr in den Vordergrund der neuen deutschen Musikbewegung treten — die Hauptanregung ihrer Kompositionstechnik von Schönberg empfangen. Eine Gruppe jüngerer Musiker Deutschlands, Italiens und Frankreichs (*Bruno Maderna*, *Luigi Nono*, *Karlheinz Stockhausen*, *Pierre Boulez*) haben sich eher an das Vorbild Weberns und seiner immer mehr ins Gebiet des Mathematischen führenden Konstruktivität angelehnt, und kommen somit gleichfalls aus den Anregungsbezirken der „Wiener Schule“ her.

Konservative Kritiker sind der Meinung, die Schönbergschule habe sich von ihren Anfängen an überlebt, sie sei tot gewesen, bevor sie noch geboren wurde. Dem scheinen die Tatsachen zu widersprechen. Richtig ist hingegen, daß Wien, die Stadt mit der glanzvollen, klassischen Musiktradition, der ungünstigste Boden für die aller wohlfeilen Konvention und aller billigen Wirkung abholde Kunst des Schönbergkreises war. Schönberg hatte zu Wien auch keine öffentliche Professur erhalten können, und einige seiner wichtigsten Werke wurden hier erst in den letzten Jahren aufgeführt (das 1909 geschriebene Monodram „Erwartung“ erst 1949). Auch Alban Bergs „Wozzeck“, 1921 vollendet, kam erst 1930 an der Wiener Staatsoper heraus, die damit einer Reihe ausländischer Opernhäuser nachhinkte. Wenn also überall dort, wo der Name Schönbergs mit Achtung und Ehrfurcht genannt wird, von der „Wiener Schule“ die Rede ist, so setzt man damit einer Stadt ein Denkmal, die sich um diese bisher letzte Manifestation der musikalischen Weltgeltung Österreichs nur wenig Verdienste erworben hat.



WERNER HOFMANN

## Von der Zeit gezeichnet

EIN BEITRAG ZUM WESEN DER KARIKATUR

## I

## Gegenstände und Grenzen des direkten Angriffs

Karikatur bedeutet Verstoß gegen eine Wertordnung, die sich gesichert glaubt. Wo sie am rücksichtslosesten zupackt, in der politisch-gesellschaftskritischen Bildsatire, entspringt sie dem umfassenden Erlebnis einer in Unordnung geratenen Welt und steht in ihren Ursprüngen bewußt außerhalb der künstlerischen Konventionen. Ihre ersten Dokumente sind Nachricht, Kundmachung, „Zeitung“ schlechthin. Sie entstammen einem Bereich, in dem das aggressive Pathos der Karikatur wohl noch nicht zum künstlerischen Pathos gediehen ist, dafür aber seine Herkunft aus magischen Erlebnissphären unverhüllt zu erkennen gibt. Geistesgeschichtlich reicht die Karikatur auf einen mittelalterlichen Brauch zurück, der den politischen Gegner oder den gerichtlich Verfolgten lächerlich machen und herabsetzen wollte. Karikatur ist Angriff: sie entstellt den Menschen, sie greift ihn nicht nur in übertragenem Sinne an, sie deformiert ihn. Das Vorbild dieses Aktes, der in unseren Tagen auf die ästhetische Sphäre beschränkt ist, bilden die Schand- und Spottbilder des späten Mittelalters. Der Verurteilte, der sich dem Spruch zu entziehen wußte, wurde in effigie gerichtet, das Urteil wurde an einem primitiven Bildwerk, an einer Strohfigur etwa, vor den Augen der Öffentlichkeit vollzogen, die an der symbolischen Bloßstellung eines Menschen ihr Schauspiel hatte.

Mit der Renaissance erweitern sich die Ausdrucksmittel der Karikatur: sie wird zum Zerrbild, das gegen die offiziell anerkannten Schönheitsformeln und deren Weltbild rebelliert. Damals begann jene verhängnisvolle Spaltung des künstlerischen Ausdrucks, die noch heute das Urteil weiter Kreise beherrscht. Zwischen der „hohen“ Kunst — unter dem Protektorat weltlicher und geistlicher Fürsten — und der volkstümlichen Bilderwelt der populären Kunst, wurde ein deutlicher Strich gezogen. Das „Dekor“ wurde zur Richtschnur des künstlerischen Schaffens, es wurde zum bildhaften Ausdruck eines hierarchisch gegliederten Wertgefüges, dem die Welt sinnvoll, erhaben und würdig erschien. Was solcherart ins Bild umgesetzt wurde, betraf nur einen kleinen Ausschnitt aus der unendlichen Fülle aller Lebensbezirke. Ein abstraktes, theatrales Weltbild kam so in Umlauf, dem der Reiz des Häßlichen, der lebenspendende Konflikt, die Spannung fehlte, all jene „Wonne der Gewöhnlichkeit“, die der Vorstellungswelt der volkstümlichen Phantastik, des Absurden, der Groteske und der Karikatur entspringen. Diese Weltordnung beruhte auf dem Wunschbild ihrer Auftraggeber: der konstitutionellen, staatsbehaltenden Kräfte. Ihren geistigen Schwerpunkt fand sie in der Verherrlichung der Staatsmacht und ihres Gottesgnadentumes.

Neben solcher „Staatskunst“ geht (schon seit der Spätgotik) eine sich immer reicher entfaltende „Publikumskunst“ einher. Sie ist volkstümlichen Ursprungs und umfaßt die Bilderwelt jener Lebensbereiche, die von der offiziellen Kunst ausgenommen und als kunstunwürdig erachtet wurden. Der Stoffkreis dieser anonymen Künstler ist unbegrenzt; das billige Druckverfahren des Holzschnittes macht ihre Erzeugnisse für jedermann erschwinglich. Sie wollen unterhalten, von diesem und jenem Nachricht geben, dem kleinen Mann seine „verkehrte“ Welt vorzaubern — gleichsam als Ersatz für das mythologische Verwandlungstheater, mit dem die hohe Kunst in Kirchen und Schlössern prunkt. Sie sind davon überzeugt, daß es in dieser Welt nicht mit rechten Dingen zugeht. Die Maske der Anonymität macht diese Bilder-Erzähler ungestüm. Sie klagen an. Das Volk macht seinem Unmut über die feinen Leute auf seine Art Luft, die politische Bildsatire wird geboren.

Dr. WERNER HOFMANN, Assistent an der Graphischen Sammlung der Wiener Albertina und Mitarbeiter in- und ausländischer Kunstzeitschriften, hat in Heft 5 der FORVM einen ersten Aufsatz über das gleiche Thema veröffentlicht, das er hier abschließend behandelt.

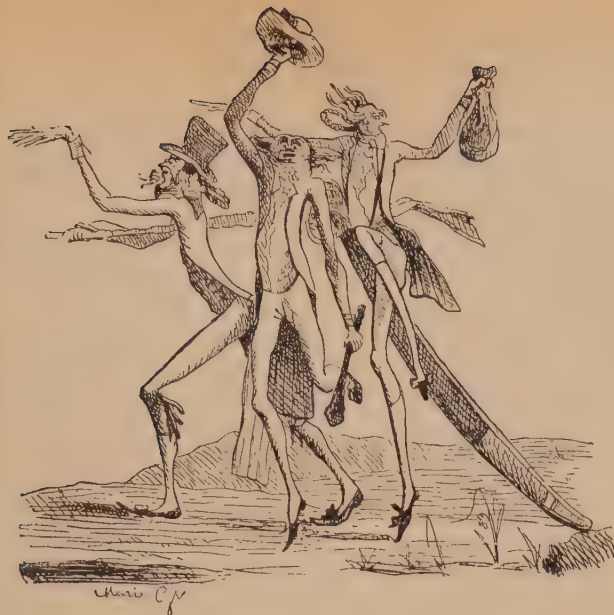


PAUL KLEE: Zeichnung zu Voltaires „Candide“ (1913)

Sie erreicht in den Jahren der französischen Revolution den ersten Höhepunkt ihrer öffentlichen Wirksamkeit und zugleich den entscheidenden Wendepunkt ihrer Entwicklung. Als die Bastille gestürmt wurde, war das Kernproblem nicht die Befreiung der Gefangenen, sondern die Frage, was nachher geschehen sollte. Der Mann, dessen kurze geschichtliche Stunde nun anbrach, hieß Palloy, später im Volksmund *Palloy-Bastille*. Er erhielt den Auftrag, das Staatsgefängnis abtragen zu lassen. Er tat weit mehr: er entfesselte eine patriotische Orgie. Palloy verwandelte die Festung in ein Arsenal pseudokünstlerischer revolutionärer Geschenk- und Andenkenartikel. Aus den Steinen ließ er Hunderte von Büsten Rousseaus und Mirabeaus anfertigen und an den Konvent, an Offiziere, Provinzbürgermeister und durchreisende Andenkenjäger verteilen; aus Ketten und Gitterstäben wurden Medaillen mit der Erklärung der Menschenrechte gegossen. Daß Palloy nebenbei mit hetzerischen, meist ordinären Bildsatiren schwunghaften Handel trieb, veranschaulicht nicht nur seine patriotische Vielseitigkeit, sondern einen merkwürdigen Wesenszug seiner Epoche. Und eben darum ist seine Gestalt von entwicklungsgeschichtlichem Rang. Er verkörpert nicht nur den Prototyp des betriebsamen Kunstmanagers, der in unseren Tagen hinter die Maske des Kulturstrategen geschlüpft ist, sondern auch den Schnittpunkt zweier künstlerischer Ausdruckssphären, die man bis dahin getrennt wahrzunehmen gewohnt war: mit seinen Karikaturen wendet sich Palloy keineswegs bloß an das „niedrige Volk“, sondern an alle Menschen, denen er seine Büsten und Medaillen zusendet; sein Publikum wollte erhabene Allegorik, es wollte aber auch den derben Stimulans der Bildsatire.

Das ist das Neue an der geschichtlichen Situation: das Verhältnis von „Staatskunst“ und „Publikumskunst“ wurde ebenso wie die gesellschaftliche Rangordnung, der es entsprach, umgeworfen. Die Idealwelt des Erhabenen und Schönen büßte ihre Stellung ein; in ihre geweihten Bezirke drang das Gewöhnliche, Volkstümliche und Häßliche. Der Künstler wird zum Bildreporter, zum indiskreten Augenzeugen: so der Revolutionsklassizist *Jacques-Louis David*, der den Schwur im Ballhaus festhält und Marie Antoinette auf dem Todes-Karren zeichnet; so *Goya*, der die Kriegsgreuel zur Bildgeschichte umformt; so der Frühromantiker *Géricault* (1791—1824) der einen sensationellen Mordfall





ANONYM: Französische Modekarikatur um 1800

(die „Affaire Fualdes“) illustriert und sich dazu von populären Bilderbogen anregen läßt. Der Künstler weiß nun, daß die Geschehnisse seiner Umwelt, daß die gesellschaftlichen Zustände, in denen er lebt, seiner Kunst würdig sind. Er stellt sich in den Dienst der politischen Aktualität. Neue Probleme und neue Mißverständnisse treten auf den Plan. In der anonymen politischen Karikatur stand der künstlerische Gehalt nicht zur Diskussion; jetzt ist die Karikatur nicht mehr ein bloßes Verständigungsmittel im politischen Kräftespiel, sie ist unlösbar mit dem Namen ihres Schöpfers verknüpft, sie wird zum subjektiven Bekenntnis. Zugleich bildet sie den Nährboden des „politischen Bildes“, dessen reiche Entfaltung sich daraus erklärt, daß die besten politischen Karikaturisten der letzten 150 Jahre zugleich zu den zentralen Erscheinungen der modernen Kunstentwicklung gehören: Goya, Daumier, Toulouse-Lautrec, Grosz, Kokoschka, Picasso.

Alle, die um eine Revolutionierung und Erweiterung der künstlerischen Ausdrucksskala bemüht waren, streiften an die Karikatur an, ohne freilich damit notwendig zu deren politischer Spielart beizutragen: Delacroix ebenso wie Klee, Kubin und Nolde, Corinth und Barlach, aber auch harmlosere Talente wie Alexander Calder und Lionel Feininger. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand. Je schärfer eine Epoche ihr Schönheitsideal formuliert, desto reicher ist das Betätigungsfeld der Karikatur. In Epochen, die sich — wie das 19. Jahrhundert — der politischen Realität zuwenden, gibt die Karikatur ihre besten Kräfte an die „hohe“ Kunst ab; neben Daumier, den wir heute zu den Wegbereitern des Expressionismus rechnen, muß man hier an den Realisten Courbet denken, in dessen Wirklichkeitsmalerei die Zeitgenossen karikierende Züge entdeckten, oder sogar an Van Gogh, der zwei Jahre vor seinem Tode die Vermutung aussprach, die „guten Leute“ würden die formalen Übertreibungen seiner Bilder als karikiert empfinden.

Das 19. Jahrhundert war die klassische Epoche der politischen Bildsatire. Damals gewann ihr Ausdruck anklagende Monumentalität und prophetisches Pathos. Das liberal-konstitutionelle Zeitalter erhob sie zu einem hervorragenden Faktor der öffentlichen Meinungsbildung: gab es dem Karikaturisten gerade jenes Maß an Freiheit, das ihm zur Entfaltung unerlässlich war, so bot es ihm zugleich in der erstarrten Fassade seiner gesellschaftlichen Konventionen eine unerschöpfliche Angriffsfläche.

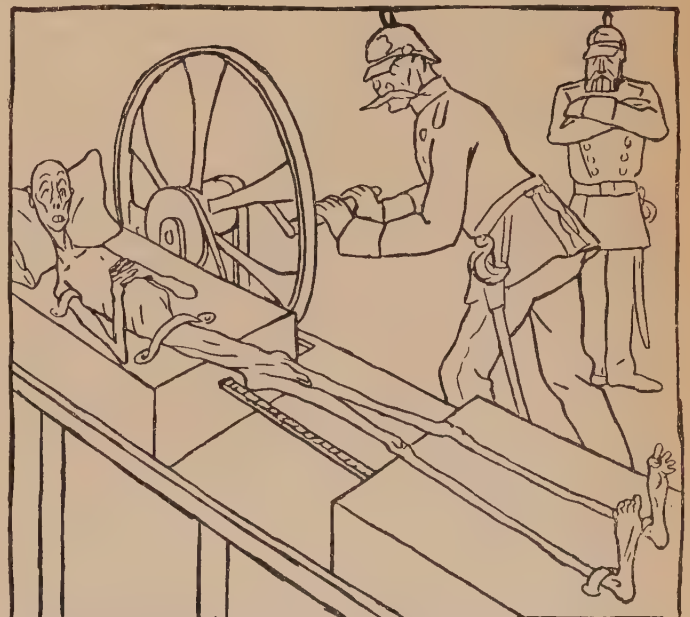
Heute liegen die Dinge anders. Die Wirksamkeit der politischen Karikatur ist seit dem ersten Weltkrieg im Schwinden begriffen. Eine erste Schwächung ihrer aggressiven Substanz empfing sie, als die Kunstgeschichte sich ihrer annahm. Damit widerfuhr ihr das Schicksal, welches unser Zeitalter des „musée imaginaire“ ausnahmslos jeder menschlichen Ausdruckskundgebung vorbehalten hat, gleichgültig ob es sich um Kinderzeichnungen, kultische Gegenstände oder Plakate

handelt: der „gesellschaftliche Auftrag“ wird entschärft. Es geht nicht mehr um das *Was* des Gegenstandes, sondern um das *Wie* seiner Formulierung.

Ein weiterer Grund: es liegt im Wesen der Karikatur, sich ausfällig zu gebärden, zu provozieren. Man soll das, was sie vorträgt, als frech und gewagt empfinden. Sie braucht, um wirksam zu sein, eine traditionsgeheilte Lebensordnung, sie muß, wenn sie nicht ins Leere zielen will, gegen die Wände der Konventionen anrennen können. Sie benötigt darum ein Angriffsobjekt, sie braucht „dunkle Machenschaften“, um sie „ans Licht der Öffentlichkeit“ zu zerren. Sie kann nur dort enthüllen, wo es der politische Umgangston auf das Verhüllen abgesehen hat. Im Zeitalter der Geheimdiplomatie konnte die Karikatur eine Situation blitzartig erhellen; heute sieht sie sich darauf beschränkt, die Ereignisse geistvoll zu kommentieren. War Indiskretion im 19. Jahrhundert noch das Monopol der satirischen Blätter, so ist sie heute, da nichts mehr als „tabu“ gilt, zum allgemeinen Zivilisationssymptom geworden. Die entlarvende Neugier des zeichnenden Reporters bedeutet nicht mehr die Ausnahme, sondern die Regel.

Die politische Karikatur ist von einer Entwicklung überspielt worden, an deren Herkunft sie wesentlichen Anteil hatte. Die Ausdruckswelt, der sie zum elementaren Durchbruch verhalf, ist kodifiziert und als Umgangssprache der „Moderne“ anerkannt. Es fällt heute schwerer denn je, mit den Mitteln des Bildes aufzurütteln: ähnlich dem sprachlichen Ausdruck droht dem Bild der hemmungslose Verschleiß, die Abnutzung im unverbindlichen Gemeinplatz. Im gleichen Maß, in dem der Bildverbrauch ins Schrankenlose anwächst, geht unserer Zeit die Befähigung zur bildhaften Wesensschau verloren, oder die Wesensschau wird zum esoterischen Anliegen einiger Seher, die zu Blinden reden. Dieser inflationistische Vorgang, der von Film und Fernsehen gefördert, zur Massenhysterie anwächst, endet im pausenlosen Ausstoß immer neuer Klischees, in deren Summe die Welt auf ihre Oberflächenformel reduziert wird. In dieser immer flacher, bildloser werdenden Welt hat das Bildzeichen viel von dem Kredit eingebüßt, den man ihm noch im 19. Jahrhundert einräumte. Es gibt Alpträume — wie Th. Th. Heines Zyklus vom Verhör eines Zeitungsredakteurs —, die man vor fünfzig Jahren noch als Groteske darstellen konnte; sie sind inzwischen in der mannigfachsten Weise Wirklichkeit geworden. Die Schrecken des totalen Kriegs und der totalen Diktatur haben jeglicher Satire Grenzen gesetzt. Solche Wirklichkeit läßt sich nicht mehr verzerren.

„Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten“, konnte Karl Kraus im ersten Weltkrieg noch schreiben. Als Hitler kam, reichte es selbst bei ihm — und „mit Recht“ — nur zu der Feststellung: „Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.“



TH. TH. HEINE: Alpträum eines Reporters (um 1900)

Aus dem „Simplexismus“



Spricht man von Unterhaltungsmusik und Unterhaltungsliteratur, so meint man damit durchaus nichts Verwerfliches. Beide Begriffe haben sich als brauchbare Unterscheidungsmerkmale, sozusagen als inoffizielle Handelsmarken, eingebürgert: zwar muß ein Musikstück, das zu unterhalten weiß, nicht unbedingt niveaulos sein, doch wird man ihm um dieses populären Vorzuges willen bald die eine oder andere künstlerische Lässigkeit nachsehen. So bedeutet darum der Zusatz „unterhaltend“ bei einem Roman oder Film weit eher einen Hinweis auf dessen Absichten als auf dessen künstlerische Substanz; er kündigt gleichsam die gängige Ware des Kunstmarktes an, die weder ihrem Erzeuger noch ihrem Manager allzu viele ernsthafte Kopfzerbrechen zu bereiten vermag. Was nun für Schriftsteller und Komponisten zur anerkannten Kennmarke wurde, nach der sich der Konsument (soweit er überhaupt weiß, was er konsumieren will) richten kann, ist für die Bildende Kunst verpönt. Niemanden wird es einfallen, der Musik- und Literaturproduktion das Recht auf eine Unterhaltungsbranche zu bestreiten, noch wird man dem Publikum sein begründetes Bedürfnis nach Divertissement ausreden wollen. Daß dieses Bedürfnis aber auch von Bildern gesättigt werden will, würde den Wächtern vor dem Kunsttempel nie eingehen, und die Existenz einer Unterhaltungsmalerei käme in ihren Augen einer Entwürdigung gleich. In diesem Punkt hat sich nichts verändert, und die Schrittmacher der gegenstandslosen Kunst verfechten heute einen Monopolanspruch, welcher dem der klassizistischen Theoretiker früherer Jahrhunderte nichts an Ausschließlichkeit nachgibt.

Noch etwas kommt dazu: das Wort ist jedem gegeben und mit der Musik stehen wir bald auf unverbindlich-dilettantischem Fuß. Schreiben lernt man zudem auf der Schule und zur Kenntnis eines Instrumentes reicht der Hauslehrer aus. Mit dem Zeichnen und Malen aber hat es eine andere, ehrfurchtgebietende Bewandnis. Zu ihm führt nur der Weg über den Boden der Akademie, und weder Kurs noch Nachhilfestunde vermögen das zu bieten, was das akademische Diplom dem jungen Adepten zusichert: die Würde, ein Jünger der hohen Kunst zu sein. Bewundernd spricht seine Umwelt darum von allem, was das Virtuose seiner Leistung betrifft: davon, daß einer eine riesige Statue in kürzester Zeit aus dem Stein schlug, daß ein anderer einen ungeheuren Plafond in wenigen Stunden ausmalte . . . Das sind die aufregenden Stories, die seit Jahrtausenden in immer neuer Färbung die Runde machen; sie reichen vom Stilleben des antiken Malers, dem die Sperlinge zuflogen, bis zu jener fleißigen Dame, von der uns die illustrierten Zeitschriften berichten, sie könnte mit der Schreibmaschine Bilder aufs Papier tippen. Man glaubt von Kunst zu reden, wenn man — getreu der weitverbreiteten Auffassung, welche Kunst von Können ableitet — sich von Kunstfertigkeit ergötzen läßt.

Eine Kunst, die unterhalten will, nimmt sich die Freiheit, am offiziell anerkannten Bild der Welt einige Abstriche vorzunehmen. Es gefällt ihr, vom trockenen Lebensernst der logischen Vernunft abzuweichen, das Leben leichter oder banaler zu nehmen, als es die verständige Ordnung will, aber auch reicher, seltsamer, kurz: außerordentlicher — als ein Gebilde, das mit Vernunftmaßstäben nicht zu messen ist. Sie setzt ihre Illusion der Welt — so billig und leicht durchschaubar diese auch sein mag — gegen die Lehre von der Folgerichtigkeit aller Dinge; sie treibt ihr Spiel mit jenen, welche glauben, im Lauf der Welt wie in einem offenen Buche lesen zu können. Denn eben darin liegt das Wesen des „Unterhaltens“, daß es über die nüchternen Lebensregeln des Ernstes hinwegtäuscht und dessen Wertgebäude bald ins Problemlose eines romantischen Wunschbildes auflöst, bald in den äußersten Bezirken des Unglaublichen und Phantastischen ad absurdum führt. Die Lehrmeinung, daß die Welt einen sinnvollen Zustand verkörpert, war zu allen Zeiten eine nur wenig unterhaltsame

Vorstellung, denn nichts ist langweiliger als die Regel, die sich restlos zu verwirklichen vermochte — hebt sie doch, indem sie ihr Gegenbild aus der Welt schafft, sich selber auf.

Diesen utopischen Endzustand haben die Umstände bisher zu verhindern gewußt. Von der Antike bis auf den heutigen Tag hat es in keinem Stilabschnitt an Versuchen gefehlt, die von der offiziell anerkannten Kunst vorgenommene Sinngebung des Lebens zu belächeln, umzuwerfen, ins Komische, Blasphemische und Absurde umzudeuten, mit anderen Worten: ein Gegenbild der Welt zu entwerfen, das dem ordnenden Eingriff der Vernunft entzogen ist.

Diese Regeln der Vernunft und ihren jeweiligen Geltungsumfang muß man in die Überlegung einbeziehen, wenn man in der Kunst der Vergangenheit das „unterhaltende“ Element aufspüren will, denn es lebt ja vom Wirkungsradius jener Vernunft, die dem Leben seine Werte zu setzen vermeint. Vieles, das späteren Zeiten amüsant und komisch erscheint, war einmal ernst gemeint. Geschichtlich gesehen ist das Komische, das uns unterhält, vielfach ein Restbestand, der an den Dingen haften bleibt, sobald der ursprüngliche Symbolgehalt sich von ihnen abgelöst hat und wir nicht mehr imstande sind, die elementaren, oft auf das Schreckliche abzielenden Sinnbezüge zu erleben. Der Satyr der Antike war einst ein Pferdedämon, und ähnlichen Ursprungs sind auch der Harlekin und die Pulcinella der italienischen Komödie; ebenso gehören die Drölerien und Wasserspeier in diese Gruppe, die ständigem Bedeutungswandel ausgesetzt ist. Auch



MONNIER: Denkmal des Prud'homme (um 1840)



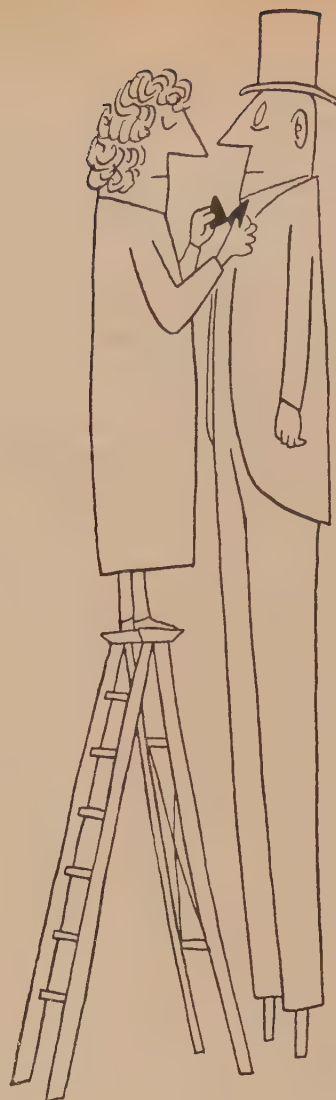
heute noch verhält sich unser Bewußtsein schwankend, dies auch in Fällen, wo es — man denke an Don Quichotte — um die Aufwertung komischer Idealtypen in die Bezirke des Tragischen bemüht ist.

Einen ähnlichen Grenzfall bildet jene Erlebniszone der „Unterhaltungskunst“, deren Formenrepertoire heute der Surrealismus in Nutznießung genommen hat. Diese in den köstlichsten Verkleidungen durch die Jahrhunderte wandernde „verkehrte Welt“ entwirft ein Gegenbild der „richtigen Welt“, in dem die Ströme bergauf fließen, der Esel den Menschen antreibt und die Kinder ihre Eltern züchtigen — eine Welt also, deren Beziehungen auf den Kopf gestellt wurden. Wo diese Gegenwelt in unserem Leben steht, wieweit sie satirisch, belustigend oder destruktiv gemeint ist, das hängt von der jeweiligen Lebensordnung und den Leitbildern ab, mit denen wir diese ausstatten. In Zeiten strenger moralischer und religiöser Bindung übt diese absonderliche Welt eine unterhaltende, ablenkende Funktion aus und wird dem Ausdrucksrepertoire der Karikatur zugewiesen.

Was vorher als amüsanant galt, wird nun mit einem Male zum kritischen Symptom, an dem Gesellschafts- und Seelenanalytiker ihre Thesen erproben. Immer mehr kommt dem Zeitalter die leitende Lebensordnung der Vernunft abhanden und damit die Überzeugung, alle Zusammenhänge des Daseins erklären zu können. Kein Wunder, daß es sich am Wüdervernünftigen berauscht und die „verkehrte Welt“ zur einzig wirklichen Welt erklärt. So umfassend und weltumstürzend diese Revolte des Sinnlosen sich auch gebärden mag, so kann sie doch nicht verhindern, daß sie uns manchmal reichlich komisch vorkommt. Der Surrealismus ist darum eine merkwürdige Zwitterkunst, die man auch als eine Unterhaltungskunst wider Willen bezeichnen könnte.

Obzwar die moderne Phantastik (wir denken vor allem an Redon, Chagall, Dali Chirico und die Montagen von Max Ernst) die Bildwitz der grotesken Karikatur usurpiert hat, sieht sich diese nach wie vor auf ihr angestammtes Terrain angewiesen, wobei freilich der Ausdrucksgehalt neue Nuancen aufweist. Die alogischen Zusammenhänge bleiben die gleichen, doch umgeben sie sich heute in wachsendem Maße mit einem unverkennbar romantischen Zauber, besänftigt vom Überguß jener Lebensidylle, die aus unserer Wirklichkeit mehr und mehr verschwindet. Das Zeitalter der Maschine und des Roboters kennt Gefährdungen des menschlichen Individuums, die von unseren Zeichnern überhaupt erst domestiziert werden müssen, wenn wir sie nicht als totale Bedrohung unserer Existenz erleben sollen. So idyllisiert man den Einbruch jener großen Unbekannten (Fernsehen, 3-D-Film, Mondrakete usw.) in unseren umhegten Alltag und macht aus ihnen eine Schar burlesker Dämonen. Dieser Zweig der Unterhaltungskunst, dem sich mehrere der bekanntesten Zeichner mit Erfolg widmen, arbeitet mit dem Kunstmittel des „understatements“. Das Unglaubliche fällt den Betrachter nicht mehr mit bestürzender, provozierender Lautstärke an, es kommt beinahe lautlos, wie eine jener Selbstverständlichkeiten, die, obzwar sie uns täglich unterkommen, uns doch immer wieder ein Kopfschütteln entlocken. Das Rätselhafte unseres Daseins wird also nicht übersteigert, sondern förmlich verkindlicht, d. h. seiner verletzenden Stacheln entkleidet und verharmlost. Den Hintergrund dieser Welt, welche von Steinberg, Thurber, Flora, Tetsu und vielen anderen täglich mit neuen Gestalten bevölkert wird, bildet eine heitere Lebensvorstellung, die den Dingen ihr kleines Maß geben möchte und an das Schreckliche nicht recht glauben will. Sie sieht nur eine Mittellage des Wohlbefindens, gleichweit entfernt von den Extremen der höchsten ekstatischen Entzückung und des tragischen Niederbruchs.

In seinen Dimensionen und in seiner Gefühlslage haftet diesem Weltbild etwas Biedermeierliches an, dennoch aber mischt sich hier und da, mitten in die zaghafte Illusion des „kleinen Glücks“, eine Ahnung bitterer Trauer und Lebensleere. Doch sind diese



STEINBERG: Aus „The Art of Living“ (1950)

Gefühlskomplexe keineswegs zentrale Anliegen der meisten Blätter; was ihre Schöpfer wollen, ist eine Art Pandämonium des kleinen Mannes, ist der Versuch, diesem kleinen Mann in Bildern „the Art of Living“ (wie eines der Bücher Steinbergs heißt) beizubringen, ihm einen launigen Wegweiser für alle jene grotesken Situationen des Daseins mitzugeben, die außerhalb der Lebensregeln der Vernunft liegen. (Wer von uns wüßte z. B. ohne Steinberg, wie ein elektrisch betriebener Zwicker aussieht!) Diese Knigges des Absurden sind zugleich Handbücher aller Denk- und Merkwürdigkeiten unseres Jahrhunderts und enthalten gleich der Armenbibel nicht nur deren Heilsgewißheiten, sondern auch alles, was in unserer nur scheinbar so aufgeklärten Welt sein schrulliges Unwesen treibt.

In einer Welt, die Geschehen nicht mehr im Sichtbaren erlebt, bedeutet dieser ungeheuer anschwellende Zweig der Karikatur mehr als ein bloßes Gegenstück zur Unterhaltungsmusik und -literatur. Er stellt einen umfassenden Versuch der Versinnlichung dar und gipfelt in dem Bemühen, die unendlich vielfältige Physiognomie der Welt mit allen ihren großen und kleinen, erhabenen und banalen Oberflächenbezügen aufzubewahren für einen späteren Zeitpunkt, an dem vielleicht das Streben der „hohen Kunst“ wieder in diese Bahn einlenken wird.



# ICH KOMME AUS EINEM GANGSTERFILM

GEDÄCHTNISPROTOKOLL MIT EINEM GEFÄHRDETEN, AUFGENOMMEN VON OTTO SOYKA

Ich... über dieses Ich wäre zunächst das Allernotwendigste zu sagen: männlichen Geschlechts, drei Monate nach Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres, intelligent — oder, wie man es gerne nennt, aufgeweckt — und mit guten sportlichen Anlagen. Meinen Namen will ich nicht nennen und auch keine näheren Mitteilungen über meine Person machen, denn es könnte mir daraus beruflicher Schaden erwachsen. Von Beruf bin ich Mittelschüler.

Der Gangsterfilm, der mich veranlaßt, das Wort zu nehmen, war sehenswert. Ein halbes Dutzend glänzender Reiter, die sich treuherzig und eifrig mit Gesetzesübertretungen befaßten, wurde von einem andern, ebenso ausgezeichneten Reiter, der einen Sheriffstern auf der Brust trug, zur Strecke gebracht, erschossen, niedergeknallt, umgelegt — ganz wie man's nennen will. Der Sheriff hatte da einen Trick mit dem Revolver, den er nie zu ziehen brauchte, weil er direkt von der Hüfte aus schoß. Jeder seiner Schüsse war ein Treffer, wenn ich der Kamera glauben darf. Was ich glauben darf oder nicht, und mein Besuch von Gangsterfilmen überhaupt, ist offenbar von Wichtigkeit. Zeitungsglossen werden darüber geschrieben, auch Leitartikel. Persönlichkeiten in hoher Position geben darüber ihre Meinung ab. Um es ihnen für diesmal leicht zu machen: an den sicheren Hüftenschuß des Sheriffs glaube ich nicht. Aber die Reiterkünste waren erstaunlich und das Eintrittsgeld wert. Und die Hauptfrage, ob meine innere Verrohung durch diesen Film hervorgerufen oder verstärkt wurde, kann ich rundweg verneinen. Nein, diesmal nicht. Es war vielleicht eine ausgezeichnete Gelegenheit, um innerlich zu verrohen, aber ich habe sie versäumt.

Ich bitte, mir zugutezuhalten, daß meine Situation recht kompliziert ist. Ich bin, mit Rücksicht auf mein Alter, sozusagen ein dummer Bub, der kein eigenes Urteil hat. Dieses Alter reiht mich aber auch in die heranwachsende Jugend ein, die eines der höchsten Güter der Nation ist. In beiden Eigenschaften, als dummer Bub wie als höchstes Gut, habe ich den Mund zu halten. Nun ging aber vor kurzer Zeit ein Bericht durch die Tagespresse, der geeignet ist, meine Position wesentlich zu ändern: auf Grund von Prüfungen, denen sich 15.000 Personen aller Altersstufen unterzogen, hat ein berühmter Psychiater festgestellt, daß mit fünfzehn Jahren bereits der Höchststand der Intelligenz erreicht sei. In diesem Alter sei der Geist in einem Maße aufnahmefähig, wie späterhin nie mehr. Vom 15. bis zum 25. Lebensjahre bleibe die Intelligenz in gleichem Maße wach. Danach beginne sie sich zu vermindern. — Soweit der Psychiater. Ich respektiere seine Forschungsergebnisse, halte sie aber nicht für absolut richtig. In meinem persönlichen Fall sind die Meinungen geteilt. Trotzdem möchte ich diesmal mitreden. Denn immer nur gerettet, behütet, bewahrt, beschirmt und beleitartikelt zu werden — das kann kein Fünfzehnjähriger, der möglicherweise intelligent ist, auf die Dauer stumm ertragen.

Ich hatte viele Gelegenheiten, innerlich zu verrohen. Und ich wüßte nicht, warum ich gerade des Gangsterfilms bedürfen sollte oder des Kriminalromans. An meinem fünfzehnten Geburtstag bekam ich eine Karte zum „Hamlet“-Film. Es gab eine große Anzahl von Leichen, es wurde erstochen und vergiftet, sogar auf sehr raffinierte Art — aber hat sich irgend jemand den „Hamlet“ deshalb angesehen, um Informationen über die verschiedenen Möglichkeiten des „Umlegens“ zu sammeln? Oder dieses prächtige Gedicht von Uhland: „Schwabenstrieche“. Es stand im Schullesebuch der zweiten Klasse. Welchen Gefahren waren wir Zwölfjährigen da ausgesetzt! Kaiser Rotbart lobesam mußte bekanntlich auf seinem Marsch zum Heiligen Grab „mit dem frommen Heer durch ein Gebirge wüst und leer“. Die Verpflegungsmöglichkeiten waren sehr beschränkt. Ein wackerer Schwabe, von dem wir später hören, daß er sich nit forcht, zog sein Rößlein „krank und schwach“ am Zaume nach. „Er hätt es nimmer aufgegeben und kostet's ihn das eigene Leben.“ Das scheint für den gütigen Charakter des Wackeren zu sprechen. Aber was tut er, als es dann zu den Kampfhandlungen mit den Türken kommt, besonders mit einem, der „auf ihn den krummen Säbel

schwang“? Da ist es mit der Tierliebe vorbei: „Er trifft des Türken Pferd so gut, er haut ihm ab mit einem Streich die beiden Vorderfüß zugleich.“ Das ist zwar beklagenswert, aber verständlich und sogar gutzuheißen, wenn er's dabei bewenden ließe und den Menschen schonte. Tut er das? Gar keine Spur. „Als er das Tier zu Fall gebracht, da faßt er erst sein Schwert mit Macht, er schwingt es auf des Reiters Kopf, haut durch bis auf den Sattelknopf, haut auch den Sattel noch in Stücken und tief noch in des Pferdes Rücken. Zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken.“ Wahrhaftig ein beispielloser Roheitsakt, diese Durchtrennung von Schädeldach, Gehirn, Halswirbel, Wirbelsäule, Lunge, Magen und Darmtrakt. Man bedenke, was das in Wirklichkeit bedeutet! Glücklicherweise fiel gerade das niemandem ein: zu bedenken. Es war die Bildhaftigkeit, die uns fesselte und freute. Der bunte Türke, der krumme Säbel, die beiden Hälften — durchaus keine menschliche Angelegenheit, nur Bild, nur bewegtes Geschehen, fast wie im Film. Und keiner von uns Bedenkenlosen bekam fürs spätere Leben die Neigung zum Türkenspalten eingepflanzt.

Noch andere Autoren mit gutem Namen, mir als Klassiker gerühmt, habe ich auf Wunsch der zuständigen Autoritäten gelesen, seit ich den blutrünstigen Kindermärchen der Brüder Grimm entwachsen bin. Für verrohte Jugendliche und solche, die es werden wollen, enthalten die Klassiker reichlichen Stoff. In der „Emilia Galotti“ des vorbildlichen Humanisten Lessing erdolcht ein Vater seine Tochter. Wie nennt er das? „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ Pang, sagte der Revolver des Sheriffs beim Hüftenschuß, Pang und nicht mehr. Das ist die ganze Erklärung für seine Handlungsweise. Er beschönigt nichts, und das Pang hat nichts Verführerisches. Aber wenn die grausame Tat mit prächtigen, hochklingenden Worten umkleidet wird? Es stünde ein Eifersuchtsmörder vor dem Jugendrichter und würde gefragt, ob er regelmäßiger Besucher von Gangsterfilmen sei. „Nein“, antwortet er zum Staunen modern geschulter Obrigkeit, „nein, aber Emilia Galotti habe ich gelesen und (mit erhobener Stimme) bei mir war es genau so wie im Stück. Ich habe eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ Der Sturm? „Ja, der stand damals in Person des Automechanikers Pokorny, zum Entblättern bereit, dem Mädel sehr nahe. Und was ein rechter Sturm ist, das entscheidet ein gekränkter Liebhaber mit dem gleichen Recht, wie ein sittenstrenger Vater.“

Diese Filmgangster sind widerlich und roh und alles eher als ein lockendes Vorbild. Keine gute Gesellschaft, danke nein. Auch machen sie keine Propaganda für ihren Beruf. Die gibt es anderswo. „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne. Der Wald ist unser Nachtquartier, bei Sturm und Wind kampieren wir, der Mond ist unsere Sonne.“ Schillers „Räuber“, ich bitte sehr. Kein Filmverleih würde es wagen, sich mit ihnen zu belasten. Ich liebe Karl Moor, aber es kam mir niemals der Gedanke, in irgendwelchen Wäldern eine Gang nach seinem Beispiel aufzuziehen. Eher noch möchte ich meiner jungen Freundin gegenüberstehen und sagen dürfen: Ja, ich bin's, du Unglückselige, bin's, dem alle Väter fluchen, bin der Räuber Jaromir. Aus der „Ahnfrau“ von Grillparzer. Es ist nichts daraus geworden. Die Gelegenheit war nicht günstig. Jedenfalls nicht so günstig wie für den feigen Mörder Tell, der seinen Gegner aus dem Hinterhalt umgelegt hat. Denn daß er nicht feig war, sondern edel, und kein Mörder, sondern ein Held, begriff ich damals noch nicht, als ich zu dieser schlechten Klassikervorstellung gehen mußte. Ich sah nur, daß er sich hinter einem Holunderstrauch verkroch, um auf einen Ahnungslosen zu schießen. Da sind meine Gangster und Sheriffs doch bessere Menschen. Die tragen's in offenem Kampf miteinander aus, von Mann zu Mann und Pferd zu Pferd.

Ich meine: wenn Jaromir und Karl Moor, wenn die gespaltenen Türken und die entblätterten Rosen, die vergifteten Degenspitzen und die hinterhältigen Pfeile mir nichts anhaben konnten — ich meine, daß es überflüssig ist, mich heute vor Texas-Bill zu schützen.



HARALD ZUSANEK

## Henker und Gehenkte

EINE SZENE AUS „JEAN VON DER TONNE“

*Französische Revolution, vor dem Sturz Robespierres.*

*Feinde von außen, Anarchie im Lande, Chaos. Entweder muß man, um die Freiheit zu retten, die Diktatur ausrufen — das will Robespierre mit der geschlossenen Linken; oder man muß, um die Freiheit nicht anzutasten, den Zusammenbruch riskieren — das will Brissac mit dem feigen Zentrum und der dezimierten Rechten. Es ist ein unlösbares Problem.*

*Jean, Aristokrat und vom Tribunal gesucht, lebt getarnt in der Gosse, ohne eine politische Entscheidung zu finden. Was er will, ist ein Zimmer für seine Freunde und sich. Was er bekommt, ist eine alte Frau, die ihm am Fuß der Guillotine anvertraut wird. Sie zu retten, muß er ins Zentrum der Politik dringen, eine entscheidende Rolle beim Sturz Robespierres übernehmen und schließlich das Leben hergeben. Seine menschliche Entscheidung zog die politische nach sich: er stirbt im Bekenntnis zur Freiheit. Ohne Zimmer.*

*Zur Szene: Gegen Brissac, den Gegenspieler Robespierres, sind bereits Minen gelegt. Ehe sie losgehen, besucht ihn Couthon (die rechte Hand Robespierres), um ihn auf seine Seite zu bringen.* H. Z.

**Brissac** (tritt ein; sobald er Couthon erkennt, reißt er den Degen von der Wand).

**Couthon:** Wenn du stehenbleibst, erinnerst du an einen Angeklagten. (Brissac setzt sich.) Das Gegenteil ist der Fall, der Angeklagte bin ich diesen Minuten ich.

**Brissac:** Was willst du, Couthon?

**Couthon:** Dich.

**Brissac:** Einmal wollt' ich werden wie du. Heute sagt man von etwas Abscheulichem: Es ist wie Couthon.

**Couthon:** Der Angeklagte Couthon hat zu seiner Verteidigung vorzubringen, daß er vierzehn Jahre älter ist als du, daß er um vierzehn gelebte Jahre mehr geirrt hat, weniger glaubt, mehr mißtraut und tiefer die eigene Unzulänglichkeit empfindet. Zu leugnen ist ihm unmöglich, er bekennt seine Schuld. Er bittet nur, ihm zu beweisen, daß er diese Schuld hätte vermeiden können, Hat der Kläger Brissac einen solchen Beweis?

**Brissac:** Die Toten von Frankreich.

**Couthon:** Wie viele sterben durch Erdbeben, Vulkanausbrüche, Überschwemmungen, Seuchen? Wofür? Für ein Augenzwinkern der Natur! Hier sterben sie genau so unschuldig, aber für ein Ziel.

**Brissac:** Es gibt keinen Zweck, der die Mittel heiligt. Und das Ziel war Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit — wo sind sie?

**Couthon:** Ich erkläre die Gleichheit für eine Lüge. Es gibt Berufene und Geschmeiß. Und alles, was kriecht, wird mit der Geißel geweidet, sagt Heraklit. Du siehst, auch ich lese ab und zu.

**Brissac:** Ihr tötet die Berufenen und laßt das Geschmeiß am Leben.

**Couthon:** Gesindel ist das Mehl des Staatsmannes, mit dem er das Brot der Zukunft zu backen hat. Ungerecht mag es sein. Aber was ist Recht? Daß es immer andere sind, die die Gerechtigkeit töten — das macht die Gerechtigkeit aus.

**Brissac:** Die eure! Aber wer Leichen sät, wird Aas ernten.

**Couthon:** Im ersten Jahr. Im zehnten Gold.

**Brissac:** Hinter Äonen voll Tod das Paradies?

**Couthon:** Der Mensch und sein Glück sind Parallelen, sie treffen sich erst im Unendlichen.

**Brissac:** Man kann aus dem Paradies mit Gewalt verjagt werden, aber mit Gewalt hineinkommen — das kann man nicht! Weißt du, wie Robespierres Staat aussehen wird, wenn er euch gelingt? Es wird keine Sonne mehr geben vor Qualm, denn ihr werdet Öfen für eure Opfer brauchen, es wird keinen Mond, keine Nacht mehr geben, denn ihr werdet Lampen an den Himmel hängen, daß auch nachts unter

HARALD ZUSANEK, Jahrgang 1922, gehört zu den großen Hoffnungen unter den jungen österreichischen Dramatikern. Das Burgtheater hat vor zwei Jahren seine „Straße nach Cavarere“ gespielt und wird demnächst sein neues Drama „Jean von der Tonne“ zur Uraufführung bringen. Die hier veröffentlichte Szene ist dem neuen Band der „Stimmen der Gegenwart“ entnommen, dessen Herausgabe von Hans Weigel vorbereitet wird.

Knuten gelitten wird, Tyrannei wird das Glück sein, das Zeugen und Hungern, der Herzschlag, das Denken! Das Anrecht auf Unglück macht den Menschen aus, aber selbst das wird man ihm nehmen und er wird aussterben! Schon deine Enkel, Couthon, werden ärmer als Termiten sein — Maschinen, die nicht einmal mehr sich selbst zerstören dürfen!

**Couthon:** Ich schwöre dir —

**Brissac:** Bei wem? Bei der Mathematik? Ihr habt einen Gott aus Papier gemacht und jetzt wollt ihr die Welt dazu machen! Dein Reich ist aus dem Kopf, Couthon! Aber großes Hirn hat kleinen Pulsschlag! Ein riesiger Kopf paßt gut an das Ende, für den Anfang braucht es ein riesiges Herz! Und das ist die Wahrheit: du bist vom Ende, du bist von Gestern, du hast das Alte zerstört und keine neue Ordnung gefunden! Jetzt hängst du zwischen den Zeiten und schreist, wie alle, die sich als neu gebärden, um zu verbergen, daß sie im Gestern stecken und keinen Absprung ins Morgen finden! Ihr glaubt an das Nichts und die Sinnlosigkeit, weil sie dort, wo ihr steht, zu Hause sind! Und ihr werdet versinken darin, denn das wahrhaft Neue hat ein Gesicht! Es verändert den Sinn, aber leugnet ihn nicht! Und jetzt wink dem Henker und spar dir die Zeit.

**Couthon:** Die Freiheit damit zu erkaufen, daß man sie tötet, ist ein Teufelsgeschäft. Und trotzdem muß ich es tun.

**Brissac:** Daß es keinen Ausweg gibt!

**Couthon:** Weißt du es endlich.

**Brissac:** Wenn das wahr ist, Couthon —

**Couthon:** Dann?

**Brissac:** Dann — laß die Freiheit untergehn! Sie wird später kommen!

**Couthon:** Du weißt es also noch immer nicht? Das ist nicht möglich.

**Brissac:** Warum?

**Couthon:** Weil . . . weil es die Freiheit — nicht gibt.

**Brissac:** Couthon!

**Couthon:** Nie gegeben hat, nie geben wird. Sie ist die Verkleidung unsrer Sehnsucht, der Windfang für unsre Träume, der Köder des Unmöglichen.

**Brissac:** Wo liest du das ab?

**Couthon:** Vom Buch der Natur. Ich kenne deine Träume, Brissac, vom Leuchtfener einer besseren Welt, und ich beneide dich darum. Aber die Welt wird nicht besser, nur anders. Die Natur will nicht Veredlung, sie will nur Veränderung.

**Brissac:** Ja, so bist du! Zerst jeden Gedanken solange ins Große, bis er nicht mehr stimmt für die kleine Erde! Schlag dich nur zur Natur! Du würdest für die Logik deine Seele verkaufen! Ich gebe für den Glanz eines Augenblicks die ganze Logik der Welt, denn der Mensch ist gemacht, der Natur zu widersprechen! Und selbst wenn du recht hast, werde ich deine Wahrheit verachten und an ein Besseres glauben bis an den Tod.



*Couthon:* André Brissac, du hattest den Mut, mir zuzugestehen, daß der Angeklagte Couthon nicht anders handeln kann als er handelt. Und jetzt bist du zu feige, auch den Grund dafür hinzunehmen? Den Grund, daß die Freiheit nicht existiert?

*Brissac:* Das sagt ihr gern von den Dingen, die ewig sind — und sie ist es! Grab sie ein, sie steht auf, grab sie wieder ein, sie steht wieder auf! Ihr wirst du kein Fallbeil verschreiben, sie hat keinen Kopf! Sie ist der Wind, mit dem das Leben segelt! Das Leben, von dem du keine Ahnung hast! Der Tod ist im Einmaleins, der Tod ist im Alphabet, der Tod ist im Metermaß! Wer dem Sicherem traut, ist verloren! Wenn du eine Rechnung verwirfst, weil sie nicht aufgeht, dann verwirfst du das Leben, denn das steckt in dem Rest, der dir bleibt! Leben ist

dort, wo es nicht stimmt! Und deshalb werdet ihr verlieren! In alle Ewigkeit!

*Couthon:* Hörst du es manchmal rauschen, André? Um Gestalten wie die deine nimmt die Todesgöttin gern die Kurven zu eng. Und ich möchte dich behalten. Komm zu uns.

*Brissac:* Gestern noch hättest du mich wankend gemacht. Aber heute hat mir einer gesagt: man kann nichts berechnen!

*Couthon:* Du könntest . . . einzelne retten, an denen dir liegt!

*Brissac:* Keinen Pakt mit dem Henker!

*Couthon:* Der Henker ist ewig!

*Brissac:* Die Gehentkten sind ewig!

JEANNIE EBNER

## DIE SYMBOLE DER HILFLOSIGKEIT

ZU MEINEM ROMAN „SIE WARTEN AUF ANTWORT“

Die junge österreichische Dichterin Jeannie Ebner ist eine Nichte des bedeutenden Philosophen Ferdinand Ebner und verdankt ihren englischen Vornamen der Tatsache, daß sie in Sidney (Australien) geboren wurde. Nach einem Gedichtband und verstreut erschienenen Prosaskizzen hat sie vor kurzem im Verlag Herold, Wien-München, ihren groß angelegten Erstlingsroman SIE WARTEN AUF ANTWORT veröffentlicht, der — wie so viele Erstlingsromane österreichischer Autoren — vor allem in Deutschland lebhaft diskutiert wird. Da in dieser Diskussion auch der Einfluß Kafkas auf die junge Schriftsteller-Generation eine Rolle spielt, haben wir Jeannie Ebner gebeten, im FORVM ihren Standpunkt bekanntzugeben. Wenn die nachstehenden Bemerkungen das nicht ganz so eindeutig besorgen, wie es einem „Standpunkt“ eigentlich gemäß wäre, so ist wohl auch das als Beweis dafür anzusehen, daß der Einfluß Kafkas kein oberflächlicher ist.

Als Kind hat man eigenartige Erlebnisse. Erhitzt von der betäubenden Wirklichkeit eines Spiels tritt man, vom sonnigen Spielplatz aus, unter einen alten Torbogen. Da ergreift einen, als sei man mit dem letzten Schritt über eine Schwelle ins Leere getreten, ein Schwindelgefühl, eine Ahnung: hier bin ich schon einmal gewesen — vielleicht vor tausend Jahren — und was dazwischen geschah bis zu dem Augenblick, da ich hier eintrat, war nur ein Traum. Oder man steht im halbdunklen Vorzimmer eines fremden Hauses unvermutet einem Spiegel gegenüber, erschauert vor der fremden Gestalt, erkennt sich endlich an äußeren Zeichen, etwa am Rot der Haarmasche, und denkt: das bin doch ich . . . oder . . .? Es ist ein beklemmendes Gefühl, so, als habe man sich selber weiß Gott wo verloren.

Der erste Blick durch das Fernrohr einer Sternwarte löste viele Jahre später ein ähnliches Gefühl aus. Diesmal aber war das Gefühl der Angst vor der Größe des Universums, das Gefühl der Nichtigkeit der eigenen Wesenheit, die sich in dieser rauschenden, großräumigen Weite zu behaupten hatte, mit einem beglückenden Empfinden für die Herrlichkeit der Welt gepaart — und mit Ehrfurcht vor dem über alle Vorstellungen und Anrufungen erhabenen Urheber solcher Herrlichkeit.

\*

Meine Begegnung mit den Werken Franz Kafkas fand erst spät statt, als Folge der Behauptung eines älteren Freundes, meine Erzählungen erinnerten an Kafka, und fand statt zu einer Zeit, da Kafka „verboten“ war. In dieser Zeit begab sich die Entfremdung alles vorher für wirklich und möglich gehaltenen: die Formen menschlicher Gesittung, die so selbstverständlich und allgemein verpflichtend gewesen waren, galten nicht mehr; die Gerichtsbarkeit hatte nicht mehr zwischen schuldig und unschuldig zu befinden; und die Exekutionen wurden ohne ordentliches Verfahren durchgeführt. Ich kannte diese Gerichte und ihre Urteile aus meinen Angstträumen, ja, ich kannte jene Richter so gut, daß ich alle ihre Verkleidungen durchschaute: als Menschenfresser aus dem Märchenbuch, als Fleischmaschine, die Leiber einsaugt aus dem Traum, als Hahn mit der roten Tellerkappe aus einem Bild Chagalls, oder, aus der Wirklichkeit, als mechanisch stampfende Kolonnen uniformierter, ihres eigentlich-menschlichen Wesens verlustig gegangener Unwesen.

Darum ist mir auch beim Lesen von Kafkas „Prozeß“ nichts an diesem Buch fremd oder befremdlich erschienen, außer den krampfhaften Versuchen des Helden, sich vor einer Instanz zu rechtfertigen, die auf jeden Fall schuldig spricht. Jene, die den „Prozeß“ nicht zu begreifen vorgeben, besitzten offenbar nicht den Mut zu der Erkennt-

nis, daß jeder von uns der Angeklagte ist, gegen den dieser Prozeß geführt wird.

\*

Eines Nachts erwachte ich, und es war wieder einer jener Augenblicke an der Schwelle des Torbogens zu einer anderen Wirklichkeit.

Ich wohnte damals neben dem Strom in einem großen Haus, und die Vorstellung des dunklen, verschlossenen Gebäudekomplexes, mit Räumen einer hinter und neben dem anderen — bewohnt von unbekannten Wesen — durchflutet von Atemzügen — durchpulst von geheimem Leben — diese Vorstellung überwältigte mich. Mein eigener Körper erschien mir wie ein Haus, entfremdet, von geheimnisvollen Kräften durchströmt, die ich kaum zu deuten, nicht zu lenken vermochte. Schwerenmütig erklang der Sirenen-ton eines vorüberziehenden Dampfers. Die Fensterscheibe wurde zum Spiegel. Es war ein fremdes Gesicht, das verlangend zu mir herüberblickte: eine einsame Schauspielerin auf verdunkelter Bühne, ohne Publikum. Oder gab es doch einen Zuschauer für dieses Spiel?

Am nächsten Morgen begann ich meinen ersten Roman zu schreiben.

\*

Ich wollte in meinem Roman die „ganze Wirklichkeit“ festhalten und die Hilflosigkeit des denkenden Wesens, das sich darin zurechtzufinden trachtet. Das Konzept schwoll an, wurde ein Riesenwal, den die eigene Masse erdrückt, sobald er sich in seichte Gewässer wagt. Und jede Form war ein seichtes Gewässer, gemessen an der Tiefe des Erlebnisses.

Solange ich arbeitete, hatte mein Roman den Titel „Die Hilflosen“. Denn es scheint mir, daß fast alle Menschen — selbst die Weisen, zu deren Einsichten ja auch die Einsicht der eigenen Hilflosigkeit gehört — ihrer Existenz völlig ratlos und völlig hilflos gegenüberstehen. Wir sind noch nicht so weit, daß wir uns selbst und unseren Standort innerhalb des Ganzen überblicken könnten. Wir sind wie Musiker, die mit dem Rücken zum Dirigenten gewandt im Orchester sitzen, und von denen jeder nur den Auszug des



genen Instruments vor sich hat, wobei er außerdem noch vom Blatt spielen muß. Das Gesamtwerk kennen wir nicht, und die Zeichen des Dirigenten hinter unserem Rücken sehen wir nicht.

Ich habe versucht, in meinem Roman das ganze Leben gleichnishaft darzustellen; mit gesperrten Kammern und unbekannten Triebkräften; mit der menschlichen Vernunft und der „Vernunft des Stofflichen“ (falls man einer Kraft, die im dunklen Körperhaus regulierend, verhütend und ordnend umgeht, Vernunft zuerkennen will); mit der Seele, die weiß Gott woher kommt, und weiß Gott wohin geht; mit der Freiheit, das Leben anzunehmen, zu ertragen oder zu verwerfen;

und mit dem unausgesetzten, inständigen Bemühen, den Sinn des Lebens zu ergründen.

Die Symbole meines Romans sind nicht originell, sondern handgreiflich. Es soll ja dem Leser nicht vorgespiegelt werden, der Autor befinde sich im Besitz einer Geheimsprache, im Gegenteil, er ist ebenso hilflos wie der Leser und wie alle Figuren des Romans. Er weiß nicht mehr als sie.

Die Symbole meines Romans wurden gewählt, um zu verhindern, daß alles in eine Realität abgeleitet, die dem Leser nicht mehr zeigen könnte als das, was er täglich selbst erlebt: einen Ausschnitt aus der Oberfläche der Welt, der nicht ahnen läßt, wieviel Geheimnis sich noch in ihrer Tiefe verbirgt.

MAX BROD

## BUCH-KURIOSA

Erato war bei den alterslosen alten Griechen eine der Musen der Dichtung. Und zwar — in strenger Spezialisierung — nicht des gesamten Bezirkes dessen, was wir heute Dichtung nennen, nicht der Tragödie, nicht der erzählenden und der erzählten Welt, sondern ausschließlich die Muse des kleinen erotischen Gedichts. Ich habe mich mit dem antiken Sammler solcher Gedichte, mit *Meleagros* — dem wir eines der schönsten Bücher der Weltliteratur, die „Griechische Anthologie“, verdanken — ziemlich ausgiebig befaßt (wobei ich den Spuren Hofmannsthals gefolgt bin, dessen Dialog „Über Gedichte“ manches aus *Meleagros'* Anthologie zitiert und mich damit in meiner Jugend gewaltig aufgerührt hat). Aus dieser alten Vertrautheit hervor glaube ich „Die Abenteuer der Muse Erato“ richtig zu würdigen, die ein heutiger Autor, *Lucas Peterich*, sie erleben läßt. Er schildert die Göttin als kleines armes Griechenmädchen, barfüßig, Tochter einer einäugigen hexenhaften Köchin auf der Insel Chios, läßt sie nochmals ihr Leben beginnen und läßt einen schönheitsdurstigen jungen Mann von Heute zu Verderben und übermächtigem Glücksausbruch in ihren Bann geraten. Ein symbolisch-realistisches und dabei in keiner Weise von den düsteren Erfahrungen Kafkas beeinflusstes Buch, tragisch und dennoch ganz hell und heiter — ein „griechisches“ Buch. Man lese es — und man wird über so viel Phantasiekraft erstaunt sein.

Aber ich will ja keine Kritik darüber schreiben. Ich will, dem Titel dieser Notiz entsprechend, über den kuriosen Brief berichten, mit dem mir der Verleger Woldemar Klein in Baden-Baden das Buch zugeschickt hat. Der Brief lautet:

Mein Autor *Lucas Peterich* schrieb mir:

„Da Sie, lieber Herr Klein, mir sagen, daß das größere, gewöhnliche

Publikum mein Buch nicht kauft, möchte ich Ihnen vorschlagen, es an einen kleineren, aber außergewöhnlichen Kreis von Menschen zu verschenken“.

Ich folge hier dem Wunsch des Autors und sende Ihnen „Erato“ in der Hoffnung, daß Sie Freude an dem Buche haben werden. Es ist schade, daß das Buch, trotz einer Reihe sehr anerkennender Kritiken, nicht mehr gelesen wird.

Es ist wirklich schade. Und man begreift, daß der gleiche Verlag seinem „Almanach alter und neuer Kunst 1954“ ein Motto voransetzt, das einer, dessen Namen ich zum erstenmal höre, vor mehr als 500 Jahren geschrieben haben soll:

Schri kunst schri und klag dich fer  
din begert ietz niemen mer  
so â we 1431.

Die Klage, daß niemand nach Kunst begehrt, ist also nicht ganz neuen Datums.

\*

Der Katalog des Pariser Antiquars *Maurice Bazy* dagegen, den ich mit gleicher Post erhalte, deutet eher darauf hin, daß bei den Franzosen das alte literarische Interesse noch blüht. Unter den fast 500 Nummern, die das Büchlein anbietet, sind einige so attraktiv, daß ich mich sehr zurückhalten muß, um nicht mein ganzes Vermögen an sie zu verschwenden. Wer möchte nicht eilen, um das angeblich nur in einem einzigen Exemplar vorhandene, bisher noch nirgends zitierte *Ballettprogramm* zu kaufen, aus dem hervorgeht, daß der berühmte Philosoph *Helvetius* (einer der Begründer des Sensualismus und Materialismus) im Jahre 1729, damals allerdings erst 14 Jahre alt, im Collège Louis-le-Grand in einem Ballett mitgewirkt hat, das die „Abenteuer des Ulysses“ darstellte. „Ein außergewöhnliches Dokument“, schreibt begeistert der Pariser Antiquar, der das 8 Seiten umfassende Stück

bei einem der geheimnisvollen Buchhändler am Seine-Quai entdeckt haben mag. „*Helvetius*, einer jener Enzyklopädisten, deren Gedanken das alte monarchische System zu zerstören und das Antlitz der Erde zu verändern bestimmt waren, tanzt und ziert sich im Kreise jener jungen Aristokraten, deren Köpfe ihm später zum Opfer fielen“.

Das Kuriosum ist für 75.000 Francs zu haben. Man kann aber auch den Katalog der Manuskripte und Gegenstände erstehen, die 1931 aus Flauberts Nachlaß versteigert wurden, 236 genau beschriebene Stücke; oder ein Buch, das „*Ewige Wahrheiten*“ heißt und 81 Gedichte enthält, 1898 vom Geist Victor Hugos einem Medium in die Feder diktiert. Hätte Flaubert 1898 noch gelebt, er hätte diese Gedichte gewiß gekauft, um einige von ihnen in seinem Roman „*Bouvard und Pécuchet*“ zu zitieren — in dem Kapitel, in dem er mit der ganzen Literatur kurzen Prozeß macht. Aber Bazys bizarrer Kramladen führt noch seltsamere Werke: vier handschriftliche Bände erotischer Theaterstücke aus dem 18. Jahrhundert, die in Hofkreisen aufgeführt und niemals gedruckt worden sind. Ein mächtiger Freund der ebenso schönen wie geistreichen Schauspielerin *Sophie Arnould* war der Inhaber dieses Theaters, und eine Vorrede vor jedem der Stücke erzählt die Geschichte der betreffenden Aufführung. — Ein Prunkstück des Katalogs hat den blutigen Revolutionär *Saint-Just* zum Autor. Der „Schatten Robespierres“ hatte mit 22 Jahren ein erotisches Gedicht „*Organt*“ in 2 Bänden (20 Gesängen) veröffentlicht. Später, zur Macht gelangt, ließ er alle Exemplare aufkaufen und vernichten. Eines ist übriggeblieben und wurde 1867 neu gedruckt. (Mit einem Bild des Autors.)

\*

Durchaus vernünftigen und lobenswerten Zwecken dient ein schön ausgestattetes Buch des Berglandverlags in Wien. Zu zwölf wundervoll reproduzierten Gemälden großer Meister der verschiedensten Richtungen (Jan van Eyck, Dirk Bouts, Raffael, Velasquez, Fragonard etc.) hat der Verfasser *Jo van der Elst* Geschichten erfunden. Er hat nämlich bemerkt, daß sich Kinder (und auch Erwachsene) Bilder nicht gründlich genug anschauen. Meist schlüpft ihr Blick gedankenlos über die Details weg, wiewohl sie das eigentlich Betrachtenswerte sind. Einst hat Lichtwark den Versuch gemacht, Bilderreproduktionen mit ausführlichen Hinweisen und Stilanalysen zu versehen. Auch Goethe im Gespräch mit Eckermann verweilt immer wieder genießend bei den Einzelheiten seiner unerschöpflichen Mappen. Der Verfasser des Buches „*Alte Bilder — neue Geschichten*“ geht einen andern Weg, vielmehr einen Umweg: er erzählt seinen drei Kindern romanhafte Begebenheiten, um ihre Aufmerksamkeit einzufangen und festzuhalten. Amüsiert folgt man seiner Fabulierkunst. Und nachher gefallen einem die Bilder doppelt so gut — einfach deshalb, weil man sich gründlicher als sonst mit ihnen befaßt hat.



Österreichischer

## Parnass

brilliant

von einem heruntergekommenen  
Antiquar.

Frey — Slag.

bei Athanasius & Comp.

## EIN „WEGWEISER“ UM 1840

Vor ungefähr 115 Jahren — das genaue Erscheinungsjahr läßt sich nicht feststellen — erschien bei Athanasius & Co., einem Zweigverlag von Hofmann & Campe in Hamburg, ein Büchlein mit dem sonderbaren Titel *ÖSTERREICHISCHER PARNASS, BESTIEGEN VON EINEM HERUNTERGEKOMMENEN ANTIQUAR*, dessen Autor laut Holzmann-Bohats Anonymenlexikon der damals in Wien lebende, aus Böhmen stammende Schriftsteller Uffo Daniel Horn war. Die nachfolgenden Proben, die wir verkürzt (und in der Schreibweise des Originals) wiedergeben, mögen dem von heutigen Nachschlagwerken nicht gerade verwöhnten Leser dartun, wieviel Witz und Agressivität im Wiener Vormärz auf einen Wegweiser durch die österreichische Literatur verwendet werden konnte, von Spürsinn und Sachkenntnis ganz zu schweigen. Denn es hat einiges dazu gehört, den Possen des Vorstadtkomikers Nestroy schon um 1840 „bleibenden Werth“ zuzubilligen oder über Grillparzers Produktivität schon damals Bescheid zu wissen.

**BAUERNFELD**, Eduard von (geb. 1802). Lang, hager, elegant, spricht im Wiener Dialekt, boshafte Ironie, Selbstliebe, wohlgeleitet in den Salons der Kaufmannswelt, leichte, glänzende Schreibart ohne viel Erfindungsgabe. Arbeitet fleißig. Hofkonzipist und werdender Pietist. *Werke*: Gedichte in Journalen und Almanachen (mehr Geist und Reflexion als Poesie). Übersetzungen mehrerer Schakespearschen Stücke (hie und da noch unreif). Von seinen Lustspielen die meisten auf dem Repertoire fast aller Bühnen; genaue Kenntniß des Theaters, der Bau gewöhnlich unvollkommen, dafür ausgezeichnete Dialog, der ihn zum Liebling der Schauspieler gemacht hat.

**BRAUNTHAL**, Braun von (geb. 1801). Ritter voll Furcht und Tadel. Von Marqueurs, seinem Schneider und einigen spießbürgerlichen Familien „Baron“ tituliert, weil er seinen ersten Namen „Braun“ immer französisch ausspricht. Mittelgroße Figur, mittelalterliches Gesicht, mittelmäßiger Schriftsteller und unbemittelter Rentier. Anrühlich durch seine Affaire mit Anastasius Grün.

**CASTELLI**, J. F. (geboren 1781). Landständischer Sekretair, als solcher jedoch nicht sonderlich fleißig, verblühter Poet, leichte Manier in Literatur und Leben, ohne Schulbildung, ohne Galle, forcirter Patriot, vermögend, sparsam, hat Theaterstücke, Portraits und Dosen, auch seine Gedichte gesammelt.

**FRANKEL**, Ludwig August (geb. 1809). Artige, nichts sagende Gestalt, wie als Arzt ohne Patienten, so als Verfasser ohne Leser, häufiger Selbstlobhudler, ohne festen Charakter, nicht ohne poetische Ader. *Werke*: Das Habsburgslied (Kriecherei ex officio). Sagen aus dem Morgenlande (viel Phantasie). Colombo — Heldengedicht (erwirbt ihm goldene Dosen von gekrönten Häuptern).

**FROHBERG**, Regina (geboren 1783). Romanschriftstellerin, hysterisch, abgewelkt, sentimental, Berliner in Tournüre und Dialekt, affektirt, spricht viel, ziemlich geistreich. *Werke*: Romane und ennuyante Novellen in Zeitschriften und Almanachen.

**GRILLPARZER**, Franz (geboren 1791). Bleich, schwarzes Haar, österreichische Physiognomie, angenehmes Lächeln, trüb, verschlossen, geht viel mit Philistern um, grollend, ewig bewegte Phantasie, aus Furcht Patriot, klassisches Wissen und Studium, wenig Erfindung in seinen Dramen, aber viel Poesie, geliebt und geachtet, bereits unfruchtbar, zerfallen mit sich selbst und unthätig.

**GRÜN**, Anastasius (geboren 1806). Alexander Graf von Auersberg. Lange hübsche Figur, edle Züge, blondes Haar, spießbürgerliche Manieren, aber ein kräftiges mannhaftes Wort. Geistreicher Mann, vortrefflicher Politiker, glühendes Talent. War eine Zeitlang desavouirt von seinen aristokratischen Verwandten wegen seiner freien Denkungsart.

**HAMMER-PURGSTALL**, Freiherr von (geboren 1774). Will Graf werden. Scharfes ausdrucksvolles Gesicht, Adlernase, zerstreut, enormes Gedächtniß, weniger Geist, schreibt mit Cyklopenfäusten, davon nicht alles auf die Nachwelt kommen wird; Mitglied aller Akademien, große Erudition, noch größere Ehrsucht, allseitig gelobt, damit noch unzufrieden. — Als orientalischer Sprachforscher verdienstlich, als Historiker mittelmäßig, als Poet unendlich; abgedankter Hofdolmetsch und Erblandvorschneider, deshalb Opposition machender Doktrinair.

**LENAU**, Nicolaus (geboren 1802). Klein, breitschultrig, Magyare, schwarzes Haar, flammendes schwarzes Auge, ziemlich großen Schnurbart, lebt sehr zurückgezogen, einfach und bescheiden, sehr liebenswürdig und zuvorkommend im Umgange, etwas melancholischer Ausdruck des Gesichtes, liberal, Mistiker, ohne daß er es eingestehen will, großes lyrisches Talent, anerkannt in ganz Deutschland, geliebt und geachtet. *Werke*: Gedichte — 2te Auflage (werden auf die Nachwelt übergehen, meisterhafte Form). Faust (jedoch kein Goethe'scher). Savonarola — ein religiös liberales Heldengedicht (mit klassischen Stellen).

**MÜNCH-BELLINGHAUSEN**, Freiherr von (geboren 1808). Groß, stupides Äußeres, wenig Haare, innere Flamme, Aristokrat, lebt sehr zurückgezogen in sehr angenehmen

häuslichen Verhältnissen, macht sehr korrekte Verse, hat aber bereits den Brunnen seiner Originalität erschöpft. Viel lyrisches Talent, jedoch schon etwas zerfallen. Wo soll ein vermoderter Halm hinkommen, als auf den Dünger.

**NESTROY**, Johann (geboren 1798). Sehr lang, etwas ungeschlachtet, Embonpoint, blatternarbig, rundes Gesicht, lockiges, etwas graues Haar, greller Schauspieler, desto glücklicherer Coupletsänger, fruchtbarer und beliebter Possenspieler, trefflicher Zeichner gemeiner Charaktere in Callot's Manier, schreit entschuldig, treibt sich in Kneipen herum und zwar nicht immer der Studien wegen; auf ihm lastet der Vorwurf, den Direktor Carl reich gemacht zu haben. *Werke*: Viele Possen und Parodien, worunter einige von bleibendem Werthe, wie Zu ebener Erde und im ersten Stock, Robert der Teuxel, Lumpaci-Vagabundus, Die verhängnisvolle Faschingsnacht.

**PICHLER**, Caroline (geboren 1769). Matrone, thut sehr häuslich und spricht gerne von Küche und Wäsche, unschön, als Romanschriftstellerin sehr fruchtbar gewesen, ehemals sehr beliebt, noch geachtet und phantasie-reich, wohlhabend, Wittwe. Hat die Leidenschaft, Leute aufzufordern, über ihre Schriften zu urtheilen.

**SEIDEL**, Johann Gabriel (geboren 1796). Groß, gutmüthige Physiognomie, wirklicher und doch fixfingeriger Lyriker, mittelmäßige Prosa, Mitarbeiter aller Journale und Buchbinderalmanache, überschätzt, ohne viel Geist, Professor in Cilly in Untersteyer, privilegirter Patriot. *Werke*: Bifolien — Georginen usw. (matt, verzweifelnde Gemüthlichkeit). Lyrische Gedichte (worunter gute). Lieder (viele in Musik gesetzt). Novellen (langweilig).

**VOGEL**, Johann Nepomuck (geb. 1804). Grobes gemeines Äußeres, schmutziger, vernachlässigter Anzug, gemeine Schlachter-Manieren. Hat einen großen Schnurbart, treibt sich in Kneipen herum, ist wenig geachtet und nirgends in guter Gesellschaft zu finden. Episch-lyrisches Talent, sehr fruchtbar, Balladenfabrikant en gros; ziemlich gekannt und gelesen vom österreichischen Publikum, läßt sich alle Jahre lithographiren.



## P. S. ES SOLL DER FRÜHLING MIR STIMMEN...

Das Organ der sowjetischen Besatzungsmacht läßt sich am 2. September aus Budapest über die dort stattgehabte Premiere einer Operette „Frühlingsstimmen“ von Aladár Majorossy u. a. das Folgende berichten:

„Die Handlung der Operette spielt in Wien. Eduard Strauß, der letzte der Dynastie, lebt noch, aber die Wiener anerkennen ihn nicht... In einer Gastwirtschaft, in der er musiziert, verhandelt der amerikanische Geschäftsmann Mister Gold... Gasthaus kaufen... in einen Barbetrieb mit amerikanischer Jazzmusik verwandeln. Als dies in Wien bekannt wird, kommen die Wiener in das Lokal und bitten den alten Strauß... sie haben die Gefahr erkannt, die ihrer heimatlichen Musik droht... viele beliebte Strauß-Themen... Majorossy gelang es, eine neue Operette zu schaffen, die zweifellos die Herzen der Wiener ebenso erobern wird wie die der Budapester.“

Zweifellos. Besonders das Herz des letzten der Dynastie, Eduard Strauß, der tatsächlich noch lebt (und zwar als Kapellmeister, Komponist und erfolgreicher Dirigent von Johann Strauß-Konzerten). Aber die Haupt-

sache ist, daß es Majorossy gelang, etwas wirklich Neues zu schaffen, sowohl mit den vielen beliebten Strauß-Themen wie mit der durch und durch originellen, fortschrittlichen und lebensnahen Handlung. Dieser Aladár hat den Söldlingen der bürgerlichen Operetten-Dekadenz endlich gezeigt, wie man's machen muß. Er wird in die Geschichte als Schöpfer einer wahrhaft revolutionären Operettenkultur eingehen, als der Mann, der die Opärättä rättättä.

### ABER WIRKLICH NUR DANN...

Ein Aufruf der in Ostberlin erscheinenden Monatsschrift „Neue Deutsche Literatur“ (1954/IV) erteilt einem imaginären „Jungen Mann in Westdeutschland“ allerlei Anweisungen, die weniger mit Literatur zu tun haben als mit Sabotage und schließt:

„Junger Mann in unseren Tagen, du kannst es gut haben — wenn du klug bist! Du hast die Erfahrungen unserer Generation vor Augen. Du kannst selbst bestimmen, was geschehen soll. Und wenn es ganz schlimm kommt: die Deutsche Demokratische Republik wird dir Asyl geben.“

Da sage noch einer, daß es in den Volkdemokratien keine Selbstkritik gibt!

## TEUR UND TOR

„Einer der Gründer der Künstlergruppe „Der Kreis“, der Maler und Restaurateur Dr. Ferdinand Stransky, feiert am 16. September seinen 60. Geburtstag.“  
(Weltpresse, 7. September)

Vertreter des Gastwirtgewerbes gratulierten dem Jubilar und wollten ihn zur Wiederherstellung verblichener Gasthaus-Schilder heranziehen.

### bald hat die libe sele ru

N. O. Scarpi, letzter und legitimer Nachfahre Roda Rodas (und wie dieser dem slawischen Teil der einstigen Monarchie entstammend), glossiert unter dem obigen Motto im Zürcher „Nebelspalter“ die grotesken Bestrebungen der ortografi-reformer, mit denen auch wir schon mehrfach aneinandergeraten sind, zuletzt im FORVM Nr. 9 („ein brifwexl“). Er setzt seiner Glosse ein Zitat aus einem Rundschreiben voran, das besonders die wirtschaftlichen Vorteile der geplanten Reform unterstreicht, nämlich die „zeit-, raum- und papiersparnis“, die sich aus der Kleinschreibung und dem Wegfall der Dehnungszeichen ergeben würde. Dazu bemerkt Scarpi unter anderm:

Im deutschen Sprachgebiet wird täglich, vorsichtiger Schätzung nach, die Formel „Sehr geehrter Herr“ oder „Sehr geehrte Herren“ dreihunderttausendmal geschrieben; schreibt man nun in der neuen ortografi: „ser geeter herr“, so wird damit eine Ersparnis von  $\frac{1}{4}$  Sekunde erreicht. Das macht, auf das ganze Sprachgebiet umgerechnet, 100000 Sekunden, gleich 1667 Minuten, gleich sieben- undzwanzig Stunden! Und nun versuche man, auszuendenken, welche Resultate sich ergeben, wenn man das entsprechend auf den gesamten schriftlichen Verkehr, auf alles Gedruckte berechnet. Jahre von Ersparnissen, eine zweite Jugend!

Man sollte aber nicht bei so geringen Werten stehnbleiben, wenn doch das Feld der Ersparnismöglichkeiten sich ins Unendliche dehnt. Wer spricht ein „r“ am Schluß der Worte Mutter, Butter, Schwester, Bruder? Haben wir also den Mut zur Konsequenz und streichen wir diesen sterbenden Buchstaben. Und das „e“ in der Endsilbe der Verba? Wer sagt: leben, schreiben, essen, schlafen, verblöden? Nein, man sagt: lebn, schreibn, essn, schlafn, verblödn... Ferner: Welch eine Zeitvergeudung ist das „sch“. Die Franzosen kommen mit „ch“, also mit zwei Buchstaben, aus, die Engländer mit „sh“. Doch das ist nichts gegen die slawischen Sprachen, die es mit dem Buchstaben „s“ und einem Häkchen schreiben. Übernehmen wir diese praktische Form und schreiben wir sabernak, šande, šamloser šmus! Bei den vielen Haken, die diese Neuerung hat, wäre das Häkchen überhaupt eine Erlösung. Auf dem „c“ entspricht es dem deutschen „tsch“, der Fluß hieß zeit-, raum- und papiersparend Eč, wir wären in der Pače und würden noch dazu Beifall klačn. Ganz besonders günstig trifft es sich, daß das hilfsbereite Häkchen, auf ein „r“ gesetzt, bei den Tschechen diesen Buchstaben kurzerhand in ein „rsch“ verwandelt, eine im Zusammenhang mit den ortografi-erneuerern nie häufig genug benützte Buchstabenkombination... Es geht, mař, mař, in die neue Zeit, seid nicht unwir, sondern kommt for mit, als wär's zur biř!

### PREIS GESENKT, SPRACHE GEHOBN

Die „Junge Welt“, das in Ostberlin erscheinende Organ der Freien Deutschen Jugend, veröffentlichte am 16. September das folgende Gedicht, zu dessen Verständnis man nicht einmal wissen muß, daß „DHZ“ die Abkürzung für „Deutsche Handels-Zentrale“ ist, also ein wahrhaft lyrisches Zeichen.

#### EINE SCHREIBKRAFT DER DHZ FREUT SICH Von Lilo Heimann

Sie beugte sich auf Zahlen, viele Zahlen,  
doch schienen sie ihr heut mit einemal  
so neu und so ganz anders als an allen Tagen.  
Das Leben lachte hell aus jeder Zahl,

und Sonnenstrahlen tanzten auf dem Bogen,  
auf den sie rot geschrieben „Preis gesenkt“.  
Sie hatte einen Strich darunter hingezogen,  
so stark und freudig, wie ein Kind, beschenkt

am Weihnachtstag. Auch heute war ein Fest.  
Ihr Stift glitt eilig über das Papier,  
und jede Gutschrift war ihr ein Bericht  
des neuen Lebens, das sie oft ersehnt, das wir

nun bauen. — Und sie schrieb  
den ganzen Sonntag Zahlen, dicht gedrängt.  
Die Arbeit war ihr Freude. In ihr sang es hell,  
als wär's ein Lied: Der Preis gesenkt!

Der Einfluß Rilkes ist unverkennbar. Er scheint sich auch auf Lilos Gemütszustand zu erstrecken, der irgendwie an den Panther im Jardin des Plantes erinnert und an das Gitter, das ihn gefangenhält: Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe / und hinter tausend Stäben keine Welt...

### ANTWORTEN DER REDAKTION

Patriot. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie es „eine Schande“ nennen, daß wir in unsrem Kleinen Requiem für Joseph Roth (FORVM Nr. 9) „wieder einmal“ über Österreich „hergefallen“ sind. Zwar haben wir in Wahrheit nichts dergleichen getan, sondern lediglich festgestellt, daß Österreich von einem seiner liebenswertesten Dichter, der zugleich einer seiner treuesten Söhne war, „wenig weiß und noch weniger für ihn tut“ — aber wir wurden inzwischen eines andren belehrt. Und wir müssen zugeben, daß wir uns einer Übertreibung schuldig gemacht haben. Es ist nicht „wenig“, was man in Österreich für Joseph Roth tut. Es ist nichts. Zur 60. Wiederkehr seines Geburtstags (die in sein 15. Todesjahr fiel) erschienen ausführliche Würdigungen seines Werks u. a. in der „Neuen Zürcher Zeitung“, im Berner „Bund“, in der „Neuen Zeitung“ (Berlin), in der „Frankfurter Presse“ und in einer Reihe andrer führender Zeitungen und Zeitschriften des deutschsprachigen Auslands. Die Anzahl der österreichischen Publikationsorgane, die von Joseph Roth bei dieser Gelegenheit Notiz nahmen, belief sich auf 0 (in Worten: null). Es ist, wie Sie so richtig sagen, eine Schande.



Benutzen Sie für den Aufbau Ihrer wissenschaftlichen Bibliothek die

## WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT

e. V.

Die *Wissenschaftliche Buchgemeinschaft* ist eine Selbsthilfegemeinschaft, deren Hauptzweck es ist, die durch Kriegsfolgen ungreifbar gewordene geisteswissenschaftliche Literatur zu möglichst geringen Preisen wieder zur Auflage zu bringen.

Besonders ausgebaut:

*Theologie*

*Altphilologie*

*Geschichtswissenschaft*

*Philosophie*

*Germanistik*

*Kunstgeschichte*

*Rechtswissenschaft!*

Im Jahre 1953 erschienen 65 Bücher!

Mitglied der *Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft* kann jeder werden!

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 18 Schilling

Fordern Sie kostenlos einen Gesamtprospekt der

WISSENSCHAFTLICHEN  
BUCHGEMEINSCHAFT e.V.

Darmstadt 77, Schöffersstraße 15

## PREUVES

REVUE MENSUELLE LITTÉRAIRE  
ET POLITIQUE

44

OCTOBRE

GEORGES VEDEL

L'état souverain contre la démocratie

DENIS DE ROUGEMONT

De Gasperi l'Européen

THIERRY MAULNIER

Les Français devant Mendès-France

ROBERT ROCHEFORT

Le problème des hommes en trop

ETIENNE BALAZS

La mandarinat moderne de Mao Tsö-Tong

GEORGES HUGNET

Jean Arp

JEAN ARP

Poèmes

N. TUCCI

Amérique éternel refrain

NICOLA CHIAROMONTE

Tolstoi et l'histoire

EDMOND HUMEAU

Songea à Charles-Albert Cingria

TEXTES de Robert CABY, Fred GOLDBECK,

Julian GORKIN, Armand GERARD,

Boris LITVINOV, K. A. JELENSKI,

Annette VAILLANT, etc.

\*

PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris (VIIIe)

Le N° de 104 p. ill.: 150 Frs. Un specimen

sera envoyé gracieusement sur demande.

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.

Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGER

Wien I. Wollzeile 2

## DEUTSCHE RUNDSCHAU

Die repräsentative kulturpolitische  
Monatsschrift von internationaler Prägung

Herausgegeben von DR. RUDOLF PECHEL

Aus dem Inhalt des Oktoberheftes:

WERNER G. KRUG

Der Nordpol wird aufgerüstet

GEORG STADTMÜLLER

Deutsch-polnische Nachbarschaft

HANS-ERICH HAACK

Arthur Rimbaud

GOTTFRIED KÖLWEL

Ahnenbilder

(Aus einem werdenden Roman)

BEAT. CHR. BÄSCHLIN

Gotthelf und der politische Radikalismus

WOLFDIETRICH SCHNURRE

Der Grabstein

(Erzählung)

MORITZ LEDERER

Saisonbeginn vor 50 Jahren

\*

Die DEUTSCHE RUNDSCHAU erhalten Sie  
in jeder guten Buchhandlung. Bitte schreiben  
Sie uns wegen eines kostenlosen Probeheftes.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU

BADEN-BADEN W 2

## Der Monat

EINE INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

HEFT 73 · OKTOBER 1954

\*

JAMES BOSWELL

Besuch bei Voltaire in Ferney

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Die Katakomben

HERBERT LÜTHY

Mendès-France als Liquidator

F. R. ALLEMANN

Zurück zu Rapallo?

\*

Chefredakteur: Melvin J. Lasky

Redaktion: Berlin-Dahlem,

Saargemünder Straße 25

Vertrieb: München 22, Ludwigstraße 28

## magnum

Die Zeitschrift für das moderne Leben  
im Verlag

AUSTRIA INTERNATIONAL

Wien 1. Wallnerstraße 8

und Dr. K. Gassner Verlag, Frankfurt a. Main

Bornheimer Landstraße 55

\*

Das Thema des neuen Heftes:

WIE WEITER?

Wie kann die Entwicklung weitergehen  
in der Malerei, in der Musik, beim Jazz, bei  
der Oper, in der Architektur, in der Philo-  
sophie, in der Physik usw.

ANTWORT DARAUF GEBEN:

Henry Moore, Otto Hahn, Pascual Jordan,  
Max Bense, Robert Jungk, Richard Neutra,  
Gio Ponti, Maxwell Fry, Fernand Léger,  
Marc Chagall, Rolf Liebermann, Hermann  
Scherchen, Daniel Kahnweiler, Joachim-Ernst  
Berendt, H. H. Stuckenschmidt, Friedrich  
Luft, Willi Baumeister, Werner Hofmann u. a.

\*

magnum

erscheint vierteljährlich zum Abonnement-  
preis von S.15.— (DM 2.50) pro Heft.

## DIE ZUKUNFT

Sozialistische Monatsschrift für  
POLITIK · WIRTSCHAFT · KULTUR

bringt im  
Septemberheft  
unter anderem:

KARL CZERNETZ

Koexistenz und Kalter Krieg

J. W. BRÜGEL (London)

Vor zehn Jahren in der Slowakei

FRIEDRICH SCHEU

Das Wandern und die Politik

ELISABETH SCHILDER

Die Jugend- und Erwachsenen-  
kriminalität in Österreich

Über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der  
schönen und politischen Literatur unterrichtet  
die ständige Rubrik

DAS LEBENDIGE BUCH

32 Seiten

2 Schilling